

raumentwicklung
du développement territorial
sviluppo territoriale

Informationsheft
Bulletin d'information
Bollettino d'informazione

Raumplanung zum Glück

→ Lebensraum fürs Wohlbefinden schaffen

L'aménagement du territoire – heureusement?

→ Créer des lieux de vie favorables au bonheur

Pianificazione del territorio – per fortuna?

→ Creare spazi favorevoli al benessere



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Bundesamt für Raumentwicklung ARE
Office fédéral du développement territorial ARE
Ufficio federale dello sviluppo territoriale ARE
Uffizi federal da svilup dal territori ARE

Veranstaltungs- programm Übersicht



↑ DIENSTAG, 14. JANUAR
17:30 bis 19:00 UHR

Nachhaltiges Bauen in den Alpen

Ein Fussballstadion aus Holz, ein Kuhstall als Theaterbühne, ein Altersheim im Bergdorf – Fachleute des Architekturpreises «Constructive Alps» zeigen auf, wie nachhaltiges Bauen im Berggebiet ein Schlüssel für mehr Lebensqualität für die kommenden Generationen sein kann.

↑ MITTWOCH, 15. JANUAR
09:45 bis 10:45 UHR

Experimentierräume schaffen

Mut zu frischen Ideen: «Experimentierzone» als neuer Zonentyp und eine gesetzlich vorgeschriebene «Experimentierklausel»? Was bringen Labors wie die «Modellvorhaben des Bundes» oder die «IBA Basel 2020»? Eine breite Analyse.

↑ MITTWOCH, 15. JANUAR
12:00 bis 13:30 UHR

Never for ever!? – Bauen im Nichtbaugebiet

Wie kann das Kulturland geschont und gleichzeitig nachhaltig bewirtschaftet werden? Klare Ansichten, kritische Gedanken, mutige Lösungen zum Bauen im Nichtbaugebiet.

↑ MITTWOCH, 15. JANUAR
14:15 bis 15:45 UHR

Raumplanung – zum Glück?

Philosophisches, Praktisches und Provokatives auf Fragen wie: Gibt es Glück aufgrund von Raumplanung? Welche Baukultur fördert Wohlbefinden? Lässt sich eine «glücklich machende Landschaft» planen?

Programme des manifestations Aperçu

↑ MARDI 14 JANVIER
17H30 – 19H00

Construction durable dans les Alpes

Un stade de football en bois, une étable transformée en scène de théâtre ou un EMS au milieu d'un village de montagne: des experts du prix d'architecture «Constructive Alps» montrent comment préserver la qualité de vie des générations futures dans les régions de montagne.

↑ MERCREDI 15 JANVIER
9H45 – 10H45

Créer des espaces d'expérimentation

Oser de nouvelles idées, comme introduire une «zone expérimentale» dans le plan d'affectation ou une «clause expérimentale» dans les lois? Qu'apportent les laboratoires tels que les «projets-modèles de la Confédération» ou l'exposition internationale d'architecture et d'urbanisme «IBA Basel 2020»? Tour d'horizon.

↑ MERCREDI 15 JANVIER
12H00 – 13H30

Never for ever!? Construction hors zone à bâtir

Comment ménager les terres agricoles tout en les exploitant durablement? Approches claires, réflexions critiques et solutions audacieuses pour construire hors de la zone à bâtir.

↑ MERCREDI 15 JANVIER
14H15 – 15H45

L'aménagement du territoire – heureusement?

Une approche philosophique, pratique et un brin provocatrice sur des questions telles que: l'aménagement du territoire peut-il contribuer au bonheur des habitants? Quelle culture architecturale favorise la joie de vivre? Est-il possible de planifier un paysage qui rende heureux?

SWISS
BAU

SWISSBAU
FOCUS

BRINGT ALLES
ZUSAMMEN.

14. – 18. Januar 2020

MESSE BASEL

Jetzt
anmelden: /
Inscrivez-vous sur:
[www.swissbau.ch/
events](http://www.swissbau.ch/events)



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Bundesamt für Raumentwicklung ARE
Staatssekretariat für Wirtschaft SECO

IBA BASEL

sia

Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein
société suisse des ingénieurs et des architectes
società svizzera degli ingegneri e degli architetti
swiss society of engineers and architects



Fédération
soisse des
urbanistes

Fachverband
Schweizer
Raumplaner

Federazione
svizzera degli
urbanisti

FSU

forum

INHALT

EDITORIAL	3
LEITARTIKEL Kann Raumplanung glücklich machen?	4
INFOGRAFIK Glück und Lebenszufriedenheit im Vergleich	9
ZU GAST « Das Einfamilienhaus ist die klassische Illusion von Wohlstand. » Gespräch mit Mathias Binswanger	10
BUND Baukultur zum Glück	16
AGGLOMERATIONEN Die Agglomeration: Wachsende Herausforderungen, wachsendes Potenzial	20
STÄDTE Lebendige Quartiere ermöglichen mehr Glück und Lebensqualität	24
FORSCHUNG Vom Glück der Kinder, im Freien zu spielen	26
FORSCHUNG Schöne Landschaften sind Glücksträger	30
AUSLAND Ein Land im Glück	32
PRAXIS Siedlungsentwicklung nach innen: Eine Chance für die städtische Qualität und das Wohl der Bevölkerung?	34
FORSCHUNG Das Einfamilienhaus bleibt Trumpf	36
REPORTAGE 253 Jahre Wohnglück	38
KOLUMNE Ein unerschöpfliches Gebiet	42

SOMMAIRE

ÉDITORIAL	45
GRAND ANGLE L'aménagement du territoire peut-il apporter le bonheur ?	46
INVITÉ « La villa : l'illusion classique du bien-être. » Entretien avec Mathias Binswanger	50
CONFÉDÉRATION Peut-on offrir du bonheur aux gens ? – Oui, en soignant une culture du bâti	56
AGGLOMÉRATIONS Les agglomérations : défis croissants pour un potentiel croissant	60
VILLES Des quartiers vivants rendent la vie plus belle	64
RECHERCHE Du bonheur des enfants de jouer en plein air	66
INFOGRAPHIE Bonheur et satisfaction de la vie (comparaison)	69
ÉTRANGER Le royaume du bonheur	70
PRAXIS La densification vers l'intérieur : une chance pour la qualité urbaine et le bien-être de la population ?	72
REPORTAGE Le bonheur n'est pas toujours dans le pré	74
POINT DE VUE Un territoire inépuisable	78

SOMMARIO

EDITORIALE	81
ARTICOLO DI FONDO La pianificazione del territorio può rendere felici?	82
INFOGRAFICA Felicità e soddisfazione a confronto	87
OSPITE « La casa monofamiliare è la classica illusione di benessere. » Intervista a Mathias Binswanger	88
CITTÀ Quartieri ad alta vitalità: più felicità e vita di qualità	94
REPORTAGE 253 anni di felicità abitativa	96
RUBRICA Una fonte inesauribile	100

IMPRESSUM	103
-----------	-----

Leitplanken setzen und Zufriedenheit ermöglichen.



Rudolf Menzi
Leiter Kommunikation im
Bundesamt für Raumentwicklung ARE
rudolf.menzi@are.admin.ch

Der Titel dieses Hefts – Raumplanung zum Glück – tönt wie ein Widerspruch: Ist Glück planbar? Oder sollten wir den Titel anders interpretieren: Können wir von Glück sprechen, dass es eine Disziplin wie die Raumplanung überhaupt gibt?

Der provokative Titel will vor allem eines: aufzeigen, dass Raumplanung keineswegs l'art pour l'art ist. Ganz im Gegenteil: All unsere Bemühungen um eine geordnete Raumentwicklung, um die Koordination von Siedlung und Verkehr sowie um die Trennung von Bau- und Nichtbaugebiet haben zum Ziel, unserer Bevölkerung eine möglichst hohe Lebensqualität zu gewährleisten und diese auch für kommende Generationen zu sichern. Dabei sind wir uns im Klaren, dass die Interessen der einen dort an Grenzen stossen, wo sie das Wohlbefinden der anderen tangieren. Beispielsweise kollidiert der Wunsch nach ständig wachsender Mobilität, auch in der Freizeit, mit dem Bedürfnis nach Ruhe und unverbauter Natur. Das Streben nach einem möglichst grossflächigen Eigenheim steht quer zu der hierzulande begrenzten Ressource Boden.

Eine nachhaltige Raumentwicklung bedeutet insbesondere, die sozialen und wirtschaftlichen Aspekte des Raums mit seinen ökologischen und kulturellen Funktionen in Einklang zu bringen. Die Art und Weise, wie wir unseren Raum nutzen – etwa der Grad der Industrialisierung unserer Landwirtschaft, der Ausbau von Infrastrukturen, die Siedlungsentwicklung nach innen –, hat einen weitreichenden Einfluss auf unser «Glücklichsein».

Raumplanung führt gewiss nicht automatisch zum Glück. Doch sehr wohl kann sie Voraussetzungen schaffen, die wesentlich zum Wohl möglichst vieler Menschen beitragen. Dass uns dies gelingt, das wünsche ich allen, die sich mit unserem Lebensraum auseinandersetzen. Und zu diesem Gelingen braucht es auch eine gute Portion Glück.

PS: «Raumplanung – zum Glück?» lautet der Titel einer Veranstaltung an der Swissbau in Basel (14. bis 18. Januar 2020). Verschiedene Autoren dieser Ausgabe des «Forums» zeigen uns im Rahmen des Swissbau-Focus (15. Januar, 14.15 Uhr) Aspekte zu diesem Thema auf. Zu dieser kostenlosen Veranstaltung sind Sie herzlich eingeladen!

Kann Raumplanung glücklich machen?

Laëtitia Camille Béziane

laetitia.beziane@are.admin.ch

Eine alte Lebensweisheit lautet, dass Geld nicht glücklich macht. Aber könnte vielleicht die Raumplanung etwas zum Glück beitragen? Hat sie als gemeinschaftsorientierter Prozess einen Einfluss auf das Glück, das als Ausdruck eines individuellen Gefühls oder individueller Hoffnungen betrachtet wird?

Raumplanung wird definiert als praxisorientiertes Vorgehen, mit dem Menschen und ihre Tätigkeiten ebenso wie potenziell von ihnen genutzte Einrichtungen und Kommunikationsmittel auf vorausschauende Weise angeordnet werden, und zwar unter Berücksichtigung der natürlichen, menschlichen, ökonomischen und strategischen Zwänge innerhalb des Territoriums eines Landes. Der Begriff Stadtplanung bezieht sich spezifischer auf die Planung in urbanen Räumen.

Das französische Wort für Glück – «bonheur» – kommt vom lateinischen *bonum augurium*, was «gutes Vorzeichen» bedeutet. Wenn man sich auf diese etymologische Bedeutung bezieht, würde Glück also von aussen kommen. Es wäre ebenso zufällig wie unvorhersehbar, weil das Individuum keine Macht darüber hätte. Gemäss einer anderen Definition ist Glück der Bewusstseinszustand einer tief empfundenen, übergeordneten Zufriedenheit. Die meisten europäischen Philosophen sind sich einig darin, dass der Mensch nach Glück strebt und es etwas anderes ist als Freude, Vergnügen oder Genuss, die alle



flüchtig sind. Was Glück aber darstellt und wie es erreicht werden kann, darin gehen die Meinungen auseinander.

Stoiker, Epikureer und Skeptiker sind der Ansicht, dass der Glückszustand einer Seelenruhe (Ataraxie) entspricht, während Platon Glück mit der Erfüllung aller Wünsche verbindet, wobei nicht garantiert ist, dass dieser Zustand auch tatsächlich erreicht werden kann. Andere Denker verteidigen die Vorstellung von Glück als höchstem Gut, das entweder mit dem Verstand (Aristoteles) oder mit der Moral (Bentham und Mill) konform sein muss. John Stuart Mill verbindet das individuelle mit dem kollektiven Glück und dem Begriff des Utilitarismus. Für ihn liegt das Ziel darin, das grösstmögliche Glück für die grösstmögliche Anzahl von Menschen zu erreichen. So ist individuelles Handeln intrinsisch nützlich, wenn es zum Glück möglichst vieler Menschen beiträgt.

Kant wiederum legt die Grenzen der Suche nach dem individuellen Glück als Ideal fest und präzisiert: «Ein jeder darf seine Glückseligkeit auf dem Wege suchen, welcher ihm selbst gut dünkt, wenn er nur der Freiheit anderer, einem ähnlichen Zwecke nachzustreben, [...] nicht Abbruch tut.» Der Begriff des Glücks steht übrigens in unseren westlichen, post-industriellen, individualistischen und leistungsorientierten Gesellschaften erst seit relativ kurzer Zeit hoch im Kurs. Das Streben nach Glück wurde zu einer Priorität, ja gar zu einem Zwang erhoben, ohne dieses Streben wirklich zu hinterfragen.

Ein sehr subjektiver Begriff

Zwar bestätigen die meisten Menschen, dass sie glücklich sein möchten, aber sie verstehen nicht alle dasselbe darunter und legen nicht die gleichen Kriterien fest, wie dieser Zustand erlangt werden kann. Hinzu kommt, dass die Definition von Glück untrennbar mit dem Kontext verbunden ist. Glück bedeutet



beispielsweise nicht dasselbe in einer Region, die vom Krieg gebeutelt ist, und einer anderen, in der Frieden herrscht. Oder um ein etwas weniger extremes Bild zu verwenden: Die Vorstellung von Glück unterscheidet sich je nach Gesellschaft und Situation, mit denen die Menschen konfrontiert sind.

Menschen, deren Grundbedürfnisse gedeckt sind und die Perspektiven haben, können sich eher den Luxus leisten, sich Gedanken über dieses Thema zu machen, als solche, die täglich darum kämpfen müssen, über die Runden zu kommen. Auch innerhalb einer Gesellschaft gibt es je nach Alter, Geschlecht, Gesundheitszustand, wirtschaftlicher Situation oder sozialer Klasse individuelle Unterschiede. Ausserdem kann sich die Vorstellung eines Individuums, was Glück bedeutet, im Laufe der Zeit verändern. Kurz und gut: Die Definition von Glück wird sowohl vom Kontext als auch von den Umständen beeinflusst.

Und genau dieser Aspekt bringt uns wieder zur Raumplanung zurück: Wie kann staatliches Handeln den einzelnen Menschen glücklich machen, wenn doch verschiedene Wünsche erfüllt werden müssen, die sich zudem mit der Zeit verändern? Für Rousseau bestand die Rolle des Staates darin, sich um das Wohl der Allgemeinheit oder gar aller Menschen zu kümmern. Artikel 1 der französischen Verfassung von 1793 bringt diesen Gedanken wörtlich zum Ausdruck: «Das Ziel der Gesellschaft ist das Gemeinwohl.» Dieses Ziel ist zwar löblich. Man kann aber auch ein Fragezeichen hinter die Utopien setzen (man denke hier an die imaginäre Insel Utopia von Thomas Morus), die diese Verfassung beeinflusst haben, und die politische Absicht, die das Glück aller Menschen anstrebt. Indem nämlich eine einzige und ungeteilte Vision von Glück vorgegeben wird, können die individuellen Freiheiten eingeschränkt werden, was wiederum dem zuwiderläuft, was man eigentlich erreichen will.



Die amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776 schien einen Ausweg aus diesem Dilemma anzubieten. Das Streben nach Glück wird darin als Menschenrecht verankert. Auch wenn der Staat also nicht allen unmittelbar den Zugang zum Glück ermöglicht, so legt er doch die Grundlage für das Allgemeinwohl. Von dieser Basis aus kann sich jeder und jede auf die Suche nach dem eigenen Glück machen. Dabei muss dessen Dauerhaftigkeit im Fokus stehen, gemäss dem von Hans Jonas vertretenen Prinzip der Verantwortung.

Das Glück der einen ist manchmal das Unglück der andern

Die Raumplanung entstand im Laufe des 19. Jahrhunderts unter dem wachsenden Druck der Siedlungsentwicklung im Zusammenhang mit der industriellen Revolution. Ebenso wie bei der Stadtplanung liegt ihr Ziel insbesondere darin, dem Allgemeinwohl zu dienen. Vor allem in der Schweiz ging die Raumplanung aus der Erkenntnis hervor, dass die begrenzten Bodenressourcen zunehmend schrumpfen und dass die viel-

fachen Nutzungen des Bodens geregelt und koordiniert werden müssen. Bereits bei der Erarbeitung der ersten Version des Raumplanungsgesetzes (RPG) war neben der pragmatischen Notwendigkeit des Ressourcenmanagements auch die Suche nach einem Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Bedürfnissen der Bevölkerung wie Wohnen, Mobilität, Freizeit oder Erholung massgebend.

Die beiden neueren Revisionen des RPG legen den Akzent zudem auf den qualitativen

Erhalt der Landschafts- und Siedlungsqualität und auf die Koordination der verschiedenen Raumfunktionen. In diesem Sinn drängt sich eine Definition der Raumplanung auf, die stärker auf das Allgemeinwohl ausgerichtet ist: Raumplanung ist eine staatliche Politik zur Bewirtschaftung der territorialen Ressourcen, deren Auftrag darin besteht, räumliche Bedingungen zu schaffen und zu bewahren, welche die gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Entfaltung von Land, Regionen, Städten, Dörfern und Quartieren fördern. Raumplanung nimmt Rücksicht auf die natürlichen Gegebenheiten und die Bedürfnisse der zukünftigen Generationen. Ebenso achtet sie auf die Siedlungs- und Landschaftsqualität und gewährleistet eine zweckmässige wie auch haushälterische Nutzung des Bodens und eine geordnete Besiedlung des Landes. Diese Absicht, zum Allgemeinwohl beizutragen, mag zwar ehrenhaft sein, aber wie steht es um ihre Umsetzung? Trägt das Allgemeinwohl tatsächlich zum Glück des Einzelnen bei?

In der Raumplanung ebenso wie in anderen Bereichen kann das Glück der einen das Unglück der andern sein. Dem Bau von Windparks beispielsweise liegt der Wille zugrunde, die Produktion von erneuerbarer Energie für die heutigen und zukünftigen Generationen zu steigern, was als Allgemeinwohl betrachtet werden könnte. Die Installation solcher Anlagen stösst jedoch auf den Widerstand potenzieller Anrainer und Spaziergängerinnen: Sie monieren, ihr Glück werde durch die Lärmimmissionen und die landschaftliche Beeinträchtigung geschmälert.

Grünraum kann zur Zufriedenheit beitragen

Es kann sogar sein, dass die Raumplanung die Mehrheit keineswegs glücklich macht. Man denke hier an die riesigen Wohnsiedlungen, die im Frankreich der Sechzigerjahre auf speziell dafür reservierten Arealen in den Randzonen der Städte gebaut wurden –

Grossüberbauungen, die in der Schweiz in einem historisch anderen Kontext und in einem anderen Massstab ebenfalls errichtet wurden. Etymologisch interessant ist das für diese Vororte verwendete französische Wort «banlieue», was vom lateinischen *bannum leucae* stammt und wörtlich «Bannmeile» bedeutet. Dem Bau dieser Wohnsiedlungen lag durchaus eine gute Absicht zugrunde: Man wollte die Armenviertel sanieren und hygienische Unterkünfte schaffen für Immigranten sowie andere Menschen, die in prekären Verhältnissen lebten. Das Ergebnis war jedoch höchst fragwürdig, und zwar in Bezug auf den Erhalt der Gemeinschaften, die soziale Integration und die soziale Durchmischung. Es ist ein trauriges Beispiel für segregierende und ausgrenzende Räume.

Nicht alle Grosssiedlungen bilden eine homogene gesellschaftliche Einheit und der Grad des Wohlbefindens der Bewohnerinnen und Bewohner ist von einem Ort zum andern sehr unterschiedlich. Ein Grünraum in der Nähe

oder ein aktives soziales Leben kann viel zu einer grösseren Zufriedenheit beitragen, wie das Beispiel des Telli-Quartiers in Aarau zeigt. Es reicht aber nicht, in einem privilegierten Quartier zu wohnen, um glücklich zu sein. Ökoquartiere sind sicher interessante Versuche, dem Allgemeinwohl zu dienen. Aber sie können nicht den Anspruch erheben, für alle das Beste zu sein. Andere Planungen wiederum entsprechen einem Ideal von individuellem Glück, ohne zum Allgemeinwohl beizutragen. Einfamilienhausquartiere beispielsweise – das Ideal vieler Familien – sind aus der Sicht der Nachhaltigkeit fragwürdig, weil sie viel Boden und Infrastruktur verschlingen.

Die neuen Herausforderungen der Raumplanung

Die Raumplanung kann einen Rahmen festlegen und durchaus das Allgemeinwohl fördern. Sie kann jedoch nicht zum Glück aller Menschen beitragen, da die individuellen In-





teressen unterschiedlich und manchmal auch widersprüchlich sind. Ohne die Raumplanung wäre die Schweiz jedoch noch stärker von der Zersiedelung betroffen und einige Landschaften würden noch weniger geschützt.

Die Suche nach Glück in der Raumplanung gewinnt an Boden. Die Akteure in diesem Bereich nehmen mehr Rücksicht auf die Zufriedenheit der betroffenen Bevölkerung, die zunehmend in die Erarbeitung der Projekte einbezogen wird. Es gibt immer mehr Indikatoren zur Messung der Lebensqualität ebenso wie Initiativen, um die Menschen glücklicher zu machen. Ein Beispiel dafür sind die Massnahmen zugunsten der Gesundheitsförderung

in Kopenhagen oder für eine grössere Zufriedenheit der Stadtbevölkerung in Zug.

Der Begriff «Glück» verändert sich mit der Zeit, ebenso wie die Raumplanung. Die Herausforderungen, die diese in den kommenden Jahrzehnten bewältigen muss, sind vielfältig: Sie muss den Erwartungen und der Zufriedenheit der Nutzerinnen und Nutzer eine elementare Bedeutung beimessen, die Bevölkerung stärker in die Entwicklung von Projekten einbeziehen und zugleich zukünftigen Generationen eine hohe Lebensqualität sichern.

—

(Übersetzung)

➤ **Thierry Paquot:**

L'urbanisme comme bien commun, Esprit, n° 288, octobre 2002, S. 75–84

➤ **Michel Matthey, Martin Schuler:**

Aménager le territoire, Presses polytechniques et universitaires romandes, coll. Le savoir suisse, 2017

➤ **Enjoy life Copenhageners,** Health Policy 2015–2025, City of Copenhagen, 2015

➤ <https://tinyurl.com/valuing-urban-spaces>



LAËTIA CAMILLE BÉZIANE, *1982, studierte Raumplanung und Philosophie an den Universitäten Bordeaux und Berlin. Sie arbeitete auf regionaler und kantonaler Ebene in Basel und Freiburg, bevor sie zum Bundesamt für Verkehr wechselte. Seit 2013 ist sie beim ARE als Koordinatorin für die Landverkehrsprojekte und als Projektleiterin des Sachplans Verkehr tätig.

Glück und Lebens- zufriedenheit im Vergleich

Seit 2012 veröffentlicht das Netzwerk für Nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen den Weltglücksreport. 2019 wurden 156 Länder miteinander verglichen. Neben einer kumulierten Rangliste werden auch Rankings für weitere Faktoren wie Korruption oder Grosszügigkeit erstellt.

Quelle: World Happiness Report
<https://worldhappiness.report/ed/2019/>



RANKING	
Gesamtrang	6
Soziale Unterstützung	13
Freiheit	11
Korruption	7
Grosszügigkeit	16
Lebenserwartung	4

RANKING	
Gesamtrang	58
Soziale Unterstützung	50
Freiheit	64
Korruption	39
Grosszügigkeit	92
Lebenserwartung	2

JAPAN

RANKING	
Gesamtrang	68
Soziale Unterstützung	40
Freiheit	107
Korruption	127
Grosszügigkeit	101
Lebenserwartung	89

RUSSLAND

RANKING	
Gesamtrang	93
Soziale Unterstützung	108
Freiheit	31
Korruption	N.A.
Grosszügigkeit	133
Lebenserwartung	34

CHINA

RANKING	
Gesamtrang	95
Soziale Unterstützung	68
Freiheit	59
Korruption	25
Grosszügigkeit	13
Lebenserwartung	104

BHUTAN

RANKING	
Gesamtrang	19
Soziale Unterstützung	37
Freiheit	62
Korruption	42
Grosszügigkeit	12
Lebenserwartung	39

USA



MADA-GASKAR

RANKING	
Gesamtrang	143
Soziale Unterstützung	128
Freiheit	146
Korruption	116
Grosszügigkeit	136
Lebenserwartung	111

RANKING	
Gesamtrang	1
Soziale Unterstützung	2
Freiheit	5
Korruption	4
Grosszügigkeit	47
Lebenserwartung	27

FINNLAND

«Das Einfamilienhaus ist die klassische Illusion von Wohlstand.»

Interview: Pieter Poldervaart
Fotos: Martin Bichsel



Die unbeliebteste Zeitspanne im Tagesablauf ist der Arbeitsweg. Doch ausgerechnet dieser wird länger statt kürzer, auch deshalb, weil viele von uns dem angeblichen Glück eines Einfamilienhauses nachjagen. Mathias Binswanger, Professor an der Fachhochschule Nordwestschweiz, plädiert dafür, unsere Wohnwünsche nüchtern zu analysieren und die kleinen Glücksmomente mehr zu schätzen. Denn für unsere Zufriedenheit sind sie unverzichtbar.

Herr Binswanger, wir leben im reichsten Land der Welt. Sind wir somit ein Volk von Glücklichen?

Mathias Binswanger: Glück ist kein Dauerzustand. Vielmehr ist das menschliche Leben geprägt von glücklichen und weniger glücklichen Momenten. Anstreben können wir eine möglichst hohe Lebenszufriedenheit. Die Glücksforschung geht heute davon aus, dass Glück aus zwei Komponenten besteht: Dazu zählt erstens die langfristige Lebenszufriedenheit, also jener Zustand, den man in Umfragen zur allgemeinen Zufriedenheit mit «sehr zufrieden», «mittelmässig zufrieden» und «nicht so zufrieden» beantwortet. Diese Einschätzung ändert sich im Zeitverlauf höchstens allmählich. Die zweite Komponente, das emotionale Wohlbefinden, ändert sich hingegen sehr kurzfristig: Habe ich Hunger, bin ich unglücklich; esse ich etwas, fühle ich mich wieder wohl. Doch stehe ich zehn Minuten später im Stau, bin ich schon wieder unglücklich. Das ist ein ständiges Auf und Ab – aber auch diese Komponente ist wichtig und trägt zum Glücksgefühl bei. Ideal ist somit, wenn man möglichst zufrieden ist mit seinem Leben und gleichzeitig viele Glücksmomente erleben darf.

Macht der Wohlstand in der Schweiz die Menschen zufriedener als anderswo?

Ja, die Schweiz steht im World Happiness Report weit vorne. Doch Umfragen sind immer mit einer gewissen Vorsicht zu genießen. Das lässt sich ganz praktisch belegen: Kommt man nach einem längeren Auslandsaufenthalt in die Schweiz zurück, fällt auf, dass man hierzulande nur selten fröhlichen und strahlenden Menschen begegnet.

Warum besteht eine Diskrepanz zwischen befragtem und erlebtem Glücksgefühl?

Generell geben Menschen, wenn sie nach ihrem Glück befragt werden, zu positive Antworten. Dieser sogenannte «Social Desirability Bias» verzerrt die Antworten insofern, als man sie dem sozial Erwünschten anpasst. Das Phänomen ist in der Schweiz besonders ausgeprägt – nach dem Motto: «Wir haben alles, wir müssen ja zufrieden sein.» Wertet man hierzulande die Sprachregionen separat aus, zeigt sich übrigens, dass die Deutschschweizer glücklicher sind als die Menschen in der Romandie oder im Tessin.

Dabei sollte doch in diesen Regionen das mediterrane, lockere Lebensgefühl stärker durchschlagen?

Es schlägt durch, aber anders als erwartet: In Italien oder Frankreich entspricht es eher der Mentalität, sich über etwas zu beklagen. Italien etwa liegt auch deshalb im Glücksranking international weit hinten, während Skandinavien an der Spitze steht.

Könnte das aber nicht auch daran liegen, dass die Wirtschaft im Norden Europas besser läuft als im Süden?

Bei krasser Armut ist das verfügbare Geld sicher entscheidend. Aber sind die Grundbedürfnisse gedeckt, steigt das Glücksgefühl mit einem höheren Einkommen kaum mehr weiter an. Gleichzeitig sieht man tatsächlich, dass reiche Menschen glücklicher

«Sind die Grundbedürfnisse gedeckt, steigt die Lebenszufriedenheit trotz mehr Einkommen kaum noch an.»

Mathias Binswanger

sind als arme. Diese Aussagen widersprechen sich zwar, doch hier wirkt der Mechanismus, dass Menschen relativ und nicht absolut denken: Wir vergleichen uns immer mit unserem nächsten Umfeld. Steht man sozial am unteren Ende der Skala, hat man wenig Ansehen und kann mit den Bessergestellten nicht mithalten. Das verstärkt das Gefühl, unglücklich zu sein – unabhängig davon, ob die eigenen wirtschaftlichen Bedürfnisse befriedigt sind oder nicht.

Steigt in einem Land der Wohlstand, bringt das der Zufriedenheit des Einzelnen also wenig?

Aus Sicht des persönlichen Glücksgefühls ist das tatsächlich ein Nullsummenspiel. Schliesst sich die Vermögensschere nicht, bleibt man bei einem allgemein steigenden Wohlstand relativ betrachtet auf derselben Position, obwohl man absolut mehr Geld zur Verfügung hat. Fühlte man sich vorher schon benachteiligt, bleibt dieses subjektive Gefühl bestehen – und damit die Unzufriedenheit.

Sind aber zumindest Gesellschaften als Ganzes glücklicher geworden?

Solche Befragungen existieren in Europa erst seit gut 20 Jahren, in diesem kurzen Zeitver-

gleich sind die Aussagen zum persönlichen Glück relativ stabil. In den USA hat man längerfristige Daten. Hier gibt es Zeitreihen bis zurück in die Fünfzigerjahre. Diese Befragungen bestätigen, dass trotz enorm gestiegenem Wohlstand das Glücksgefühl unverändert geblieben ist. Diese Trägheit in Sachen Glück zeigt sich bei allen Ländern mit einem gewissen Wohlstand.

Bei welchem der beiden von Ihnen erwähnten Faktoren soll man den Hebel ansetzen, wenn man seinem Glück auf die Sprünge helfen will?

Die beiden Komponenten hängen eng zusammen: Erlebt man nie kurzfristige Glücksmomente, bleibt man mit seinem Leben unzufrieden. Und wer umgekehrt mit seinem Leben an sich zufrieden ist, ist viel eher in der

Lage, solche kurzfristigen Momente überhaupt zu erkennen und zu geniessen. Besonders zentral sind die kleinen Glücksmomente, die wir uns selbst schaffen können: Steht man morgens auf, kann man sich über die aufgehende Sonne oder über eine Tasse Kaffee freuen. Die grossen Glücksmomente im Leben wie eine bahnbrechende Erfindung oder eine Liebeserklärung hingegen sind rar. Auf die sollte man besser nicht bauen, denn sie lassen sich kaum erzwingen.

Soll man sich somit den Umständen anpassen, nach dem Motto «Wir können den Wind nicht ändern, aber die Segel neu setzen»?

Tatsächlich macht es keinen Sinn, gegen seine Umgebung und seine Natur zu leben. Man muss mit dem leben, was man hat. Das zeigt sich auch darin, dass junge und alte Menschen glücklicher sind als die Gruppe der 40- bis 50-Jährigen. Diese Generation steht unter enormem Erfolgszwang: Die Gesellschaft erwartet von ihr, dass sie erfolgreich ist und sich gegen andere durchsetzt. Auf's Alter hin nimmt dieser Druck ab. Man weiss, was man erreicht hat und dass man keine Wunder mehr vollbringen wird. Vielmehr versucht man, aus dem Vorhandenen das Beste zu machen.

Also ist viel Geld vor allem in der mittleren Lebensphase entscheidend für die Zufriedenheit?

Wer materielle Not leidet, kann nicht glücklich sein. Sind Grundbedürfnisse gedeckt, ist Glück möglich – ausser man vergleicht sich mit anderen, was wiederum zu Unzufriedenheit führen kann. Dieses Konkurrenzdenken ist kein Naturphänomen, sondern wird von unserer Kultur stark gefördert. Bewundert werden Menschen, die «es» geschafft haben, viel Geld besitzen oder eine hohe hierarchische Position innehaben. Diese Ziele sind für einen grossen Teil der Bevölkerung objektiv



MATHIAS BINSWANGER, *1962, ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Hochschule für Wirtschaft der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten und Privatdozent an der Universität St. Gallen. Binswangers Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Makroökonomie, Finanzmarkttheorie, Umweltökonomie sowie in der Erforschung des Zusammenhangs zwischen Glück und Einkommen. Er ist Autor von «Die Tretmühlen des Glücks» (2006) und «Sinnlose Wettbewerbe» (2010). 2019 erschien «Der Wachstumszwang: Warum die Volkswirtschaft immer weiterwachsen muss, selbst wenn wir genug haben».



«Punkto Mobilität ist das Einfamilienhaus oft eine Fehlüberlegung.»

Mathias Binswanger

Viel Zeit verbringt man auch in den eigenen vier Wänden. Ist das Einfamilienhaus im Grünen noch immer das Wohnziel von Frau und Herrn Schweizer?

Ja, das ist es tatsächlich. Das Einfamilienhaus ist eine klassische Illusion von materiellem Wohlstand. Sie manifestierte sich in den Sechziger- und Siebzigerjahren, konnte damals auch im grösseren Stil verwirklicht werden und hält sich bis heute. Aber wer dann endlich ins Haus im Grünen zieht, ist leider häufig nach ein paar Jahren ernüchtert.

Wo liegt der Haken?

Das Haus im Grünen wird auch heute noch vor allem im Hinblick auf die Lebensform als Familie mit Kindern angeschafft. Die Jungen ziehen aber meist relativ schnell aus, dann lebt nur noch das Ehepaar darin – mit zu vielen Zimmern. Womöglich kommt es dann zu einer Scheidung, dann verbleibt eine einzelne Person in einem grossen Haus – das ist weit weg von einer optimalen Wohnform. Mit dem Alter wird die Pflege des Gartens zur Last, im Swimmingpool schwimmen nur noch Frösche statt die stolzen Eigenheimbesitzer ... Nicht allein deshalb, sondern auch

gar nicht erreichbar: Eine Hierarchie duldet immer nur einige wenige an der Spitze. Das führt dazu, dass viele Menschen unzufrieden bleiben, wenn sie dennoch danach streben. Dazu kommt das verbreitete Denken, dass Misserfolge meistens an einem selbst liegen und nicht an den äusseren Umständen. Dieser Frust über das angebliche eigene Unvermögen dämpft das Glücksgefühl zusätzlich.

Wenn wir Glück häufig anhand der Unterscheidung zu den Lebensverhältnissen anderer definieren, kann dann eine Gemeinschaft, eine Gesellschaft überhaupt glücklich sein?

Glück ist immer individuell. Gleichzeitig kann es sich nur entwickeln, wenn wir in einer

Gemeinschaft leben. Das mag ein Widerspruch sein, doch der Mensch ist nun mal ein Herdentier. Ein aktives Sozialleben ist eine zentrale Komponente für Glück.

Somit spielen die Partner- und Berufswahl für das individuelle Glück eine grosse Rolle?

Unbedingt, mit dem Partner und im Beruf verbringt man enorm viel Zeit. Menschen, die glücklich sind, haben praktisch immer auch einen Beruf, der sie interessiert und in dem sie intrinsisch motiviert sind. Dabei sind Elemente wie Selbstbestimmung sehr wichtig, wobei es durchaus auch Charaktere gibt, die sich gerne vorgeben lassen, was sie im Job zu tun haben ...

punkto Mobilität ist das Einfamilienhaus häufig eine Fehlüberlegung.

Warum?

Einfamilienhäuser stehen meist am Rand der Stadt, entsprechend lang ist der Arbeitsweg für Berufstätige. Studien zeigen, dass das Pendeln zur Arbeit die unbeliebteste Zeit im Tagesverlauf ist. Und ausgerechnet diese Tätigkeit wird ausgedehnt. Generell sind Menschen nicht zufriedener, wenn sie ins eigene Haus ziehen. Sie sind höchstens glücklicher, weil sie über mehr Geld verfügen und ihnen darum der Kauf eines Hauses überhaupt möglich ist. Die Wohnform an sich macht aber nicht zufriedener. Das ergibt sich, wenn

man in Vergleichen den Faktor des persönlichen Besitzes herauskorrigiert.

Trotzdem bleibt das freistehende Haus der Inbegriff des Wohnglücks. Was trägt angeblich sonst noch dazu bei?

Es gibt zwar wellenförmig immer wieder Zeiten, in denen auch die Eigentumswohnung im Hochhaus als besonders begehrt gilt. Doch der Status des Einfamilienhauses bleibt ungebrochen. Eine neuere Illusion ist hingegen, dass unser Glück von der Wohnfläche abhängt. Natürlich braucht man daheim Bewegungsfreiheit. Doch riesige Flächen sind absurd. Untersucht man, wo sich die Menschen etwa am Wochenende im Tagesver-

lauf aufhalten, kristallisieren sich meist ein, zwei Lieblingsorte heraus. Viele Zimmer und Flächen werden kaum genutzt.

Warum fallen wir diese Fehlentscheide?

Vor der Entscheidung, wohin man ziehen will, überlegt man sich häufig gar nicht, was für einen persönlich wichtig ist. Dabei gibt es viele Faktoren wie etwa Ruhe, grüne Umgebung, kurzer Arbeitsweg oder sozialer Anschluss, die individuell unterschiedlich gewichtet werden. Viele Menschen orientieren sich aber bloss am Hype des Einfamilienhauses, ohne die Konsequenzen zu bedenken. Ruhe ist vielen wichtig, aber ein abgelegenes Haus erschwert auch soziale Kontakte.



«Um die Arbeitswelt vielfältiger und sozial verträglicher zu strukturieren, braucht es auch organisatorische Veränderungen.»

Mathias Binswanger

Die Schweizer Bevölkerung wächst, gleichzeitig soll die Zersiedelung eingedämmt werden, etwa mit der Innenentwicklung. Geht das auf Dauer gut?

Es ist eine Frage des Masses. Auf keinen Fall dürfen Verdichtungsghettos geschaffen werden. Es gilt, grosszügige Grünflächen als Ausgleich zu erhalten. Und der Staat darf nicht alles dem Markt überlassen, sondern muss dafür sorgen, dass der Allgemeinheit attraktive Wohnflächen offenstehen. Sonst kann sich nur noch ein Teil der Gesellschaft eine gute Wohnsituation leisten.

Was soll die Raumplanung dazu beitragen, um das Glück möglichst vieler zu ermöglichen?

Nehmen wir die Kernstädte: Die Schwächung des stationären Handels durch Onlineportale führt zu einer Entleerung der Innenstädte. Hier ist die Raumplanung gefordert, um die Innenstädte wieder zu beleben. Eine Möglichkeit ist, mit liberalisierten Öffnungszeiten mehr Attraktivität zu schaffen. Weltstädte wie Paris oder New York haben ja auch deshalb ein besonderes Flair, weil Einkäufen rund um die Uhr möglich ist. Gleichzeitig kann dieser Umstand mit dem Ruhebedürfnis der Bevölkerung kollidieren. Klare Zonen für

die eine oder andere Nutzung können dieses Problem aber entschärfen.

Der offenbar unbeliebte Arbeitsweg wird heute mit Staubekämpfung auf den Autobahnen und engerem Takt im ÖV angegangen. Ist das aus Ihrer Sicht die richtige Methode?

Das ist eine Sisyphusarbeit: Kaum macht man den Verkehr schneller oder flüssiger, ziehen die Menschen noch weiter weg von ihrem Arbeitsplatz. Man findet eine Wohnung im Grünen oder bekommt die Möglichkeit, doch noch den Traum eines Eigenheims zu verwirklichen. Gemeinden, die dank Investitionen in die Verkehrsinfrastruktur besser an die Städte angebunden sind, beginnen, Grundstücke zu erschliessen und Parzellen zu verkaufen. Die Pendlerzeiten wachsen, je schneller der Verkehr wird.

Wie könnte man diese unbeliebteste Zeit im Tagesablauf denn verkürzen?

Wir müssen die Art, wie wir arbeiten, ändern. Die meisten von uns pendeln in die Zentren, kommen alle ungefähr zur selben Zeit zur Arbeit und verlassen zum Feierabend das Büro wieder gemeinsam. Überspitzt gesagt, werden wir für unsere Anwesenheit bezahlt, nicht für die geleistete Arbeit. Das Einstempeln ist ein Anachronismus, ein Überbleibsel aus der Zeit der Industrialisierung, als man die Arbeiterschaft zwingen musste, zur gleichen Zeit am gleichen Ort zu sein.

Also sollte die Arbeit flexibilisiert werden?

Unbedingt, und zwar räumlich und zeitlich. Der Standard muss aufgeweicht werden – allein schon das wäre ein Beitrag zur Erhöhung der Lebensqualität. Gleichzeitig könnten mit Arbeitsformen wie Homeoffice, Co-Working und gestaffelten Arbeitszeiten die Zersiedelung und der Ausbau der Verkehrsinfrastruktur gebremst werden.

Die Digitalisierung wird auch den Verkehr revolutionieren – zum Vorteil?

Kommt das autonome Fahren, wird der Unterschied zwischen privatem und öffentlichem Verkehr verschwimmen. Müssen wir das Auto nicht mehr selbst lenken und können stattdessen beispielsweise beim Pendeln arbeiten, wird es attraktiv, noch mehr Pendelzeit in Kauf zu nehmen und weiter weg zu ziehen. Dieser Trend wird vor allem auch dadurch gefördert, dass Mobilität wenig kostet.

Neben dem Berufs- nimmt der Freizeitverkehr zu. Machen hier effizientere Verkehrsmittel Sinn?

Das bezweifle ich. Die Hypothese der «Constant Travel Time» besagt, dass die Zeit, die man für Mobilität aufwendet, immer etwa gleich bleibt. Je schneller der Transport wird, desto weiter und häufiger verreist man – diese Entwicklung bringt der Gesellschaft keinen Vorteil, frisst aber immer mehr Landschaft.

Wie kann die Raumentwicklung stärker Gegensteuer geben?

Die Raumplanung denkt noch immer zu stark architektonisch. Dabei muss das Ziel sein, die Zufriedenheit der Bevölkerung ins Zentrum der Überlegungen zu stellen. Welche Siedlungs- und Verkehrsformen tragen tatsächlich zu echtem Glück bei, welche sind nur Illusionen? Natürlich braucht es Investitionsentscheide, etwa für oder gegen den Ausbau einer Nationalstrasse oder einer Eisenbahnlinie. Doch nötig sind auch innovative, organisatorische Schritte, indem wir die Arbeitswelt anders, vielfältiger und sozial verträglicher strukturieren. Dann rennen wir vielleicht auch nicht länger dem vermeintlichen Wohnglück im Einfamilienhaus hinterher.



EIN FILM ZUM INTERVIEW

Gespräch mit Mathias Binswanger, Professor für Volkswirtschaftslehre an der Hochschule für Wirtschaft der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten.

Sie finden das Interview in Bild und Ton unter: www.are.admin.ch/forumraumentwicklung

Baukultur zum Glück

Oliver Martin

oliver.martin@bak.admin.ch



2011 bekräftigte die Generalversammlung der Vereinten Nationen, dass Glück und Wohlergehen als zentrales Ziel für die Menschheit anzustreben sei. Zu den Schlüsselwerten für ein glückliches Leben zählen Freiheit, Gesundheit und wirtschaftliche Sicherheit, aber auch ein erfülltes soziales und kulturelles Dasein in einem Umfeld mit hoher Lebensqualität. Mit seiner aktuellen Baukulturpolitik setzt sich der Bund für die Schaffung eines solchen lebenswerten Umfelds ein.

Die Qualität des gestalteten Lebensraums beeinflusst uns nachweislich. Die Orte, in denen wir leben, arbeiten oder wohnen, wirken auf unsere Stimmung, auf unser Gefühl von Glück und Wohlbefinden, was wiederum Einfluss auf das soziale Miteinander und die Gemeinschaft hat. Wenn es uns gelingt, Räume zu schaffen, die sich positiv auf das Wohlbefinden und die Gesundheit auswirken, tragen wir zu resilienten, inklusiven Gesellschaften bei. Der soziale Zusammenhalt wird gestärkt.

Echte Bedürfnisse statt kurzfristige, ökonomische Interessen

Aus diesen Gründen setzt sich der Bund für eine hohe Baukultur ein. Was aber ist darunter zu verstehen? Baukultur ist vielseitig: Sie zeigt sich im gesamten, vom Menschen gestalteten Lebensraum. Sie beginnt bei der offenen Landschaft, umfasst das Gebaute, aber auch das Ungebaute und das Dazwischen. Baubestand, einschliesslich Denkmäler, zeitgenössische Gebäude, Infrastrukturen und der öffentliche Raum sind allesamt Zeugnisse unserer Baukultur. Diese umfasst jedoch noch weit mehr: Auch alle planerischen und ausführenden Tätigkeiten sind Ausdruck von Baukultur, vom handwerklichen Detail bis zur grossmassstäblichen Siedlungsplanung und zur Ausgrabung von archäologischem Erbe. Das Konzept Baukultur versteht den



kompletten gestalteten Lebensraum als untrennbare Einheit, und dieser Lebensraum hat in seiner Gesamtheit Einfluss auf unsere Lebensqualität und somit auch auf unser Wohlbefinden. Damit dieser Raum unsere Lebensqualität positiv beeinflussen kann, braucht es eine hohe Baukultur. Dies bedeutet einen bewussten und qualitätsorientierten Umgang mit Gebäuden, Infrastrukturen, öffentlichen Räumen und Landschaften. Die Erhaltung von Denkmälern und die Bewahrung von archäologischen Stätten gehören ebenso dazu wie das zeitgenössische Bauen. Dabei sollen nicht kurzfristige, ökonomische Interessen die Gestaltung der Umwelt bestimmen, sondern die Menschen mit ihren Bedürfnissen.

Verdichtung verlangt nach Qualität

In vielen Bereichen, gerade im Bauwesen, gibt es schon heute zahlreiche technische Normen, die Qualität über die Erfüllung von

objektiv messbaren Kriterien definieren. Diese Normierung greift aber zu kurz, denn ein qualitativ gestalteteter Lebensraum entspricht nicht nur funktionalen, technischen, ökologischen und ökonomischen Ansprüchen, sondern erfüllt auch gestalterisch-ästhetische, soziale und psychologische, also kulturelle Bedürfnisse. Es ist daher höchste Zeit, im Überfluss an technischen Anforderungen und ökonomischen Ansprüchen an das Bauwesen den Fokus wieder auf baukulturelle Qualität und Schönheit zu lenken. In Zeiten der Zersiedelung und der zunehmenden Trivialisierung der gebauten Umwelt führt eine hohe Baukultur zu zukunftsfähigen Lösungen: Damit sind langlebige und dadurch nachhaltige Bauten gemeint sowie eine erfolgreiche Siedlungsentwicklung nach innen, die von allen Beteiligten akzeptiert und mitgetragen wird. Klimaneutralität, die Nutzung von erneuerbaren Energien und vor allem auch der Gedanke der Suffizienz sind zukünftige Herausforderungen, die im Kern

auch baukultureller Natur sind: Wir müssen die immer wieder bemühten, aber trotzdem falschen Gegensätze zwischen kulturellen Werten und technischer Effizienz endlich überwinden: Eine hohe Baukultur bedeutet auch umweltgerechtes Bauen. Wenn wir immer dichter aneinanderrücken und gleichzeitig das Glück aller sichern wollen, ist es ebenso wichtig wie sinnvoll, bei der Gestaltung und Transformation des gebauten Lebensraums auf eine hohe Qualität zu pochen.

Das Bauen wird anspruchsvoller

Wir streben lebens- und liebenswerte Städte und Dörfer an, die den gesellschaftlichen Anforderungen gerecht werden und dabei ihre historischen Eigenarten und Denkmäler bewahren. Breit abgestützte, hochwertige Projekte entstehen nur, wenn alle raumwirksamen Disziplinen zusammenarbeiten, von Handwerkerinnen über Architekten bis zu Raumplanerinnen. Solche Projekte entstehen durch eine intensive Debatte, eine breite Reflexion und die Auseinandersetzung mit dem Bestehenden. Diese Diskussion müs-

sen Fachleute zusammen mit Laien führen. Nicht jeder kann bauen und nicht jede kann Planungen und Projekte beurteilen. Wir alle können aber unsere Bedürfnisse formulieren und so zu einer Umwelt beitragen, in der wir uns glücklich fühlen. Baukultur geht uns alle an, denn wir alle nehmen Einfluss auf unser Umfeld und werden umgekehrt von diesem beeinflusst. Deshalb ist die qualitätsvolle Gestaltung des Lebensraums im Sinn einer hohen Baukultur nicht die Privatangelegenheit des Eigentümers und der Investorin. Vielmehr ist sie unsere gemeinsame Verantwortung, die wir aktiv wahrnehmen müssen. Das Bauen und Planen wird dadurch anspruchsvoller, aber das sollte es uns wert sein. Eine wahllose und zufällige «Bauerei» können wir uns nicht mehr leisten.

Gesellschaft einbinden und baukulturelle Kompetenzen aufbauen

Der Bund übernimmt seinen Teil der Verantwortung, indem er sich auf verschiedenen Ebenen für eine hohe Baukultur einsetzt. Mit der von der Schweiz initiierten Erklärung



Mit der von der Schweiz initiierten Erklärung von Davos wurde 2018 erstmals ein umfassendes Verständnis von Baukultur auf internationaler politischer Ebene verankert.



von Davos wurde 2018 erstmals ein umfassendes Verständnis von Baukultur auf internationaler politischer Ebene verankert. Die Erklärung zeigt Wege auf, wie in Europa eine hohe Baukultur politisch und strate-



gisch festgeschrieben werden kann. Sie erinnert daran, dass Bauen auch Kultur ist und Raum für Kultur schafft. Mit der Kulturbotschaft für die Jahre 2021–2024 und der von 15 Bundesämtern – unter der Federführung

des Bundesamts für Kultur – erarbeiteten Strategie Baukultur liegen aktuell zwei wichtige Instrumente vor, um auch auf nationaler Ebene die richtigen Rahmenbedingungen für eine hohe Baukultur in der Schweiz zu

schaffen. Die Strategie Baukultur setzt den Fokus auf die Menschen und auf eine hohe Lebensqualität. Sie formuliert sieben strategische Ziele, mit deren Hilfe der Bund die Vision einer hohen Baukultur für die Schweiz in die Tat umsetzen will. So sollen etwa Bau- und Planungsvorhaben für jede Aufgabe angemessene, hohe Qualitätsansprüche erfüllen. Dafür wird einerseits die Einbindung der Gesellschaft in den Diskurs über Baukultur benötigt, andererseits aber auch der Aufbau von baukulturellen Kompetenzen bei Fachleuten. Normative Grundlagen müssen auf Qualität ausgerichtet sein und Baukultur soll zum Forschungsthema gemacht werden. Der Bund nimmt dabei seine Vorbildfunktion wahr und fördert Vernetzung und Zusammenarbeit. Die Umsetzung erfolgt durch 41 Massnahmen, die von den beteiligten Bundesämtern einzeln oder in Zusammenarbeit realisiert werden.

Für eine fachliche Debatte zum Thema Baukultur wurde im November 2019 die internationale Tagung «Getting the measure of Baukultur» in Genf vom Bundesamt für Kultur mit der Union Internationale des Architectes (UIA), dem Internationalen Rat für Denkmäler und historische Stätten (ICOMOS) und dem Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein (SIA) organisiert. Der Bund will einen gesellschaftlichen Diskurs zum Thema anregen und eine Bewegung für Baukultur ins Rollen bringen. Das Ziel sind zukunftsfähige Lebensräume, die zum Glück und Wohlbefinden aller beitragen.

Nützliche zusätzliche Links:

➤ Erklärung von Davos:

<https://www.davosdeclaration2018.ch/>

➤ Kulturbotschaft 2021–2024:

www.bak.admin.ch/kulturbotschaft

➤ Strategie Baukultur:

www.bak.admin.ch/strategie-baukultur



OLIVER MARTIN, *1970, ist Leiter der Sektion Heimatschutz und Denkmalpflege im Bundesamt für Kultur (BAK). Er setzt sich auf nationaler und internationaler Ebene für eine hohe Baukultur ein.

Die Agglomeration: Wachsende Herausforderungen, wachsendes Potenzial

Ariane Widmer
ariane.widmer@ge.ch

73 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer leben heute in Agglomerationen. Trotzdem hat vor allem der Agglomerationsgürtel ein schlechtes Image. Dabei können solche Wachstumszonen ein Modell sein, wie die Schweiz etwa die Resilienz gegenüber dem Klimawandel fördert und den steigenden Ansprüchen an die Wohnqualität begegnet.

Wer in der Stadt wohnt, schätzt die kurzen Fusswege, die vielfältigen Angebote an Gütern des täglichen Bedarfs, den sozialen Kontakt und den dicht getakteten öffentlichen Verkehr. Dazu kommt eine reiche Auswahl an kulturellen Einrichtungen in nächster Nähe. Doch nur die Hälfte der Agglomerationsbevölkerung wohnt in der Kernstadt, die andere Hälfte lebt im Agglomerationsgürtel. Und hier – so zumindest besagen es Vorurteile – dominiert der Individualverkehr, das Gewerbe ist lärmig, Grünraum ist knapp und der öffentliche Verkehr unzulänglich.

Das Dorf wird erwachsen

Dass Agglomerationsgemeinden in Sachen räumliche oder städtebauliche Qualität lange als Schlusslicht galten, hat auch mit ihrer Grösse zu tun: Als ehemaliges Dorf, das durch ein gewolltes oder ungewolltes Wachstum zur Stadt aufgestiegen ist, behielten viele Agglomerationen dennoch weiterhin dörfliche Ver-

waltungsstrukturen bei, mit knapp dotierten Fachstellen im Bereich Raumentwicklung. Entsprechend ungesteuert verlief die Entwicklung von Verkehr, Siedlung und Industrie. Besonders markant war diese Entwicklung im Westen von Lausanne. Anfang 2000 zog deshalb der Kanton Waadt die Notbrem-

se und verfügte in acht Gemeinden des Agglomerationsgürtels einen Planungsstopp. Die «Stratégie et développement de l'Ouest lausannois» (SDOL) versuchte, die Defizite der individuellen Planungen der Gemeinden durch Zusammenarbeit und mehr Koordination zu kompensieren.





Ein Ort, den man liebt

Äusserer Anlass für die neue Strategie war, dass in Lausanne-West die Grenzwerte für Lärm und Luftverschmutzung immer häufiger überschritten wurden. Somit führte das Thema Umwelt dazu, dass sich der Kanton

Genügend Grün- und andere Freiräume fördern das Wohlbefinden. Sie sorgen so dafür, dass das Bedürfnis nach einer Flucht ins Grüne am Wochenende abflaut und damit die Freizeitmobilität sinkt.

näher mit Städtebau und Raumplanung beschäftigte. Er zwang die Gemeinden, sich an einen Tisch zu setzen und sich miteinander zu vernetzen. Das ist an sich nichts komplett Neues: Bei der Schulplanung oder der Feuerwehr war man es schon seit Jahren gewöhnt, mit seinen Nachbargemeinden gemeinsame Strategien zu erarbeiten und umzusetzen. In den Bereichen Raumplanung und Städtebau aber hatte man bisher unabhängig voneinander gearbeitet. Neben der planerischen und technischen Zusammenarbeit ging es auch darum, das Selbstbewusstsein der Gemeinden zu stärken. Der neue Ansatz wurde allein schon optisch sichtbar, als das Modell

nicht wie üblich die Stadt Lausanne ins Zentrum und die Agglomerationsgemeinden an den Rand platzierte, sondern – umgekehrt – die Planungsregion in den Vordergrund rückte und Lausanne an den Rand stellte. Das neu geförderte Selbstbewusstsein half den Gemeinden auch, sich vom dörflichen Charakter zu verabschieden.

Will man eine Agglomeration stärken, fördert man den öffentlichen und den Langsamverkehr, überprüft die Strassen und Plätze und wandelt sie in öffentliche Räume um, entwickelt Areale und hält Grünflächen frei. Man tut also, was man in den Städten schon



Die «Stratégie et développement de l'Ouest lausannois» versuchte, die Defizite der individuellen Planungen der Gemeinden durch Zusammenarbeit und mehr Koordination zu kompensieren.

längst mit Erfolg praktiziert. Bisher war man in der Agglomeration nicht gezwungen, aktiv zu werden, weil es genügend Platz gab und jener Teil der Bevölkerung, der es aufgrund der abnehmenden Lebensqualität nicht mehr aushielt, weiter aufs Land zog. Doch nach dem neuen Raumplanungsgesetz soll gegen innen entwickelt werden – und zwar qualitativ hochstehend. Denn Verdichtung darf in der Agglomeration so wenig auf Kosten der Qualität gehen wie in der Stadt. Im Gegen-

teil: Verdichtung soll als Chance genutzt werden, um neue Qualitäten zu schaffen. Dabei muss behutsam vorgegangen, die Bevölkerung einbezogen und Zeit für gute Lösungen gewährt werden. Wichtig ist auch, eine Vision zu formulieren, die sich nicht nur die einzelne Gemeinde gibt, sondern wenn möglich der Agglomerationsgürtel als Ganzes. Kommt es dann zu einem Planungsschritt, muss geprüft werden, ob das Geplante den Kriterien dieser Vision standhält: Steigt die Wohn-



Agglomerationen haben wie Stadtquartiere traditionelle Zentren, denen es ein Gesicht zu geben gilt.



Agglomerationen haben noch ein grosses Verdichtungspotenzial – entsprechend können sie aber auch zum innovativen Experimentierfeld werden.

gibt es noch beträchtliche Restflächen und heterogene Überbauungen, die ein besonders grosses Verdichtungspotenzial bieten für den Fall, dass diese Quartiere erneuert werden. Die «Agglos», wie sie häufig despektierlich genannt werden, haben das Zeug, zu Experimentierräumen für die Schweiz von morgen zu werden. Hier hat es noch Platz für Pioniergeist.

Doch eine solche Entwicklung ist kein Selbstläufer. Es braucht Anreize, eine gesteuerte Koordination und dazu wiederum häufig einen sanften Druck. Dieser kann vom Bund ausgehen, etwa mit den Agglomerationsprogrammen. Aktiv werden kann auch der Kanton wie im Fall von Lausanne-West, indem er die Gemeinden dazu anhält, zu zweit, zu dritt oder zu viert statt wie bisher allein zu planen. Die Aufsicht des Kantons braucht es aber auch, damit es nicht bei der Planung bleibt, sondern die Projekte dann tatsächlich realisiert werden. Auch in der Ausführung steigert Zusammenarbeit die Effizienz und die Qualität. Es braucht deswegen nicht immer zu einer Gemeindefusion zu kommen. In Lausanne-West etwa waren die Gemeinden noch nicht so weit. Dennoch wurden gute Ergebnisse erzielt. Während die Städte zum grossen Teil statisch geworden sind, haben die Agglomerationen noch grosse Möglichkeiten. Diese gilt es zu nutzen – im Dienst der Bevölkerung, die in Zukunft stolz darauf sein wird, in einer Agglomeration zu wohnen und zu arbeiten.

—

qualität? Kann sich der öffentliche und der Langsamverkehr gegenüber dem motorisierten Individualverkehr verbessern? Entstehen genügend Grün- und andere Freiräume, um das Wohlbefinden zu fördern und so dafür zu sorgen, dass das Bedürfnis nach der Flucht ins Grüne am Wochenende abflaut, so dass die Freizeitmobilität sinkt? Nur so ist es möglich, aus der Agglomeration einen Ort zu machen, den seine Bewohnerinnen und Bewohner lieben. In den Wohnquartieren der Stadt ist es gelungen, das Auto als Ursache von Lärm und Abgasen überwiegend zu entfernen. Das muss auch im Agglomerationsgürtel möglich sein.

Experimentierraum für die Schweiz von morgen

Wer mit seiner Wohnsituation glücklich ist, identifiziert sich mit seinem Wohnort. Um dies zu erreichen, sollte bei der Arealentwicklung kein Kahlschlag betrieben werden. Industriebauwerke etwa prägen ein Dorf oder

ein Quartier seit Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten. Meist leben hier noch die Kinder und Enkelkinder jener Arbeiter, die in der heute leerstehenden Fabrik ihr Auskommen gefunden hatten. Immer wieder findet man innovative Lösungen, wie man mit einem solchen Bestand umgehen kann. Zudem haben Agglomerationen durchaus traditionelle Zentren, ähnlich wie Stadtquartiere. Diese Treffpunkte gilt es zu pflegen, zu stärken und ihnen ein Gesicht zu geben.

Probleme wie Verkehrswachstum und Klimawandel, die sich heute auch in den Agglomerationen zeigen, betreffen die ganze Schweiz. Agglomerationen, die notorisch gerne als Sorgenkinder der Siedlungs- und Verkehrsentwicklung abgestempelt werden, können aber bei der Lösung durchaus eine neue Rolle übernehmen: jene der Vorbilder und Vordenker einer Schweiz von morgen. Denn dieser Siedlungstyp, wo ein wesentlicher Teil der Schweizer Bevölkerung lebt, hat eine aussergewöhnliche Ausgangslage. Hier



ARIANE WIDMER PHAM, *1959, ist Architektin und Urbanistin. Von 2003 bis 2019 leitete sie das Büro der Stratégie et développement de l'Ouest lausannois (SDOL). Seit Sommer 2019 ist sie Kantonsplanerin in Genf.

Lebendige Quartiere ermöglichen mehr Glück und Lebensqualität

Julia Imfeld

julia.imfeld@staedteverband.ch

Was macht Menschen glücklich? Zweifellos hat das Wohnumfeld einen Einfluss auf das menschliche Glück. Umstrittener dürfte die Frage sein, welche Umgebung Menschen glücklicher macht – zu unterschiedlich sind die Gewohnheiten und Vorlieben. Klar ist: Lebendige Quartiere sind ein wichtiges Element für mehr Lebensqualität und deshalb ein Beitrag dafür, Menschen glücklich zu machen.

Früher hiess die Devise: «Stadtluft macht frei.» Heute lautet die Parole: «Die Stadt macht glücklich.» Diese These vertritt der kanadische Schriftsteller Charles Montgomery in seinem Buch «Happy City. Transforming our lives through urban design». Städte machen die Menschen nicht nur reicher, so Montgomery, sondern auch gesünder und vor allem glücklicher. Den Grund dafür ortet er darin, dass Städte Beziehungen und Interaktionen zwischen Menschen nicht nur ermöglichen, sondern geradezu anregen.

Strahlkraft über das Quartier hinaus

Insbesondere in dicht bebauten Städten, in denen die Menschen zu Fuss oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs sind und in denen Wohnen, Arbeiten, Kultur, Freizeit und Gastronomie nahe beieinanderliegen, steigt die zwischenmenschliche Interaktion.



Und das trägt zu unserem Glück bei: Bereits Aristoteles sah Glück in enger Verbindung mit dem aktiven Teilnehmen an der Gesellschaft. Wie eine Stadt gestaltet ist, beeinflusst also schliesslich das Glück der Menschen, die sich in der Stadt bewegen.

Werden Siedlungen neu geplant, gilt es, diesen Aspekt aufzunehmen und umzusetzen. Vor allem der Aussenraumgestaltung muss mehr Beachtung geschenkt werden, wobei deren

Belebung teils herausfordernd und langwierig ist. Doch wie sieht es an Orten aus, die bereits gebaut sind? Hier begegnen die Fachleute der Stadtentwicklung verschiedenen Ausgangslagen. Nachholbedarf besteht insbesondere in der Aufwertung und Gestaltung von sozial benachteiligten Quartieren, in denen der Anteil von Erwerbslosen oder Menschen mit Migrationshintergrund höher ist als anderswo. Im Jahr 2007 sorgte das Bundesprogramm «Projets urbains – Gesellschaft-



liche Integration in Wohngebieten» für eine positive Dynamik in 22 Quartieren; in der Folge verbesserte sich dort auch die Lebensqualität. Der bunte Strauss von umgesetzten Massnahmen reichte von der simplen Aufwertung des Aussenraums durch das Aufstellen von Sitzbänken bis zum Bau eines Quartiertreffs. Die positiven Effekte beschränkten sich dabei nicht nur auf die Quartiere, sondern wirkten sich auf benachbarte Viertel und die ganze Stadt aus.



Den sozialen Austausch fördern

Die Erkenntnisse aus der achtjährigen Programmphase werden nun im «Netzwerk Lebendige Quartiere» gebündelt, erweitert und einem breiteren Publikum zugänglich gemacht. Der Schweizerische Städteverband leitet das Netzwerk im Auftrag der Bundesämter für Raumentwicklung ARE und Wohnungswesen BWO. Die Resultate der damaligen «Projets urbains» sind für Städte und Gemeinden auch hinsichtlich der angestrebten Verdichtung in den Städten von grosser Bedeutung. So werden es in erster Linie die Städte und Quartiere sein, die mit dem Bevölkerungswachstum umgehen müssen. Sind die Arealflächen entwickelt, wird die Entwicklung im Bestand erfolgen, wobei eine

sorgfältige Planung und Realisierung unter Einbezug der Bevölkerung erfolgen muss.

Wollen wir eine glückliche Bevölkerung, so müssen wir uns noch stärker auf die Steigerung der Lebensqualität fokussieren. Mögliche Massnahmen sind dabei neben der Förderung des sozialen Austauschs auch Investitionen in Parkanlagen, Fahrradspuren oder den öffentlichen Verkehr. Die Verdichtung bringt viele Herausforderungen mit sich. Aber wie es bereits Montgomery beschrieben hat, bieten dichte und lebendige Städte die grösste Quelle der Lebensqualität und des Glücks für die Bevölkerung – eine sorgfältige Stadtplanung macht's möglich.

—
➔ www.lebendige-quartiere.ch



JULIA IMFELD, *1988, studierte Politikwissenschaften. Seit 2016 arbeitet sie als Projektleiterin beim Schweizerischen Städteverband und ist zudem Leiterin des Netzwerks Lebendige Quartiere. In Zusammenarbeit mit dem Bund entwickelte sich das Netzwerk zu einer schweizweiten Plattform im Bereich Quartierentwicklung.

Vom Glück der Kinder, im Freien zu spielen

Marco Hüttenmoser
info@kindundumwelt.ch

Finden Kinder in unmittelbarer Nähe der Wohnung gut zugängliche Freiräume vor, entwickeln sie sich besser. In Quartieren, die gegen innen entwickelt worden sind, fällt es Kindern zudem leichter, Spielfreundschaften zu schliessen. Funktionierende Spielräume im Quartier verstärken auch den sozialen Zusammenhalt sowie die Integration und senken den Bedarf nach Freizeitaktivitäten mit grösserem Aktionsradius, die häufig nur durch den motorisierten Verkehr machbar sind.

Wo finden Kinder ihr Glück? Gewiss, eine gute Beziehung zur Mutter, zum Vater und zu weiteren Bezugspersonen steht am Anfang eines glücklichen Lebens. Sobald die Kinder aber auf beiden Beinen stehen, wollen sie im Freien herumrennen und ihre Umgebung erkunden. Gross sind der Bewegungsdrang und die Neugier der Kinder. Sie zurückzuhalten und weiterhin an sich zu binden, ist falsch. Im Gegenteil, die Bezugsperson muss das Kind ins Freie begleiten und es so an die Umwelt heranführen, damit es diese rasch eigenständig erreichen und dort auch unbeleitet mit anderen Kindern spielen kann.



Die Reiheneinfamilienhäuser der Siedlung Grünau in Zürich ermöglichen den gefahrlosen Kontakt von Kleinkindern. Eine grössere Wiese unterhalb der Siedlung wird fürs Fussballspiel genutzt.

Freiräume in nächster Umgebung

Fehlt ein kinderfreundliches Wohnumfeld, so hat dies, wie pädagogische Erkenntnisse und neuere Forschungsergebnisse zeigen, schwerwiegende Auswirkungen auf den Alltag und die Entwicklung der Kinder. Es drohen Bewegungsmangel und Übergewicht, verbunden mit dem Risiko, langfristig unter verschiedenen schwerwiegenden Erkrankungen zu leiden. Doch nicht genug: Augenärzte machen seit einiger Zeit darauf aufmerksam, dass der Mangel an Bewegung und Aufenthalt im Freien zu schwerer Kurzsichtigkeit führen kann und fordern, dass Kinder täglich zwei Stunden im Freien sein sollten. All das sind Bedingungen, die Kita, Kindergarten und zusätzliche Förderangebote nur schwerlich erfüllen können. Die Forschung hat zudem festgestellt, dass durch die Möglichkeit, im Freien zu spielen, der Bildschirmkonsum wesentlich gesenkt wird. Weiter fördert das unbegleitete Spiel im Freien mit anderen Kindern das soziale Zusammenleben der Kinder und deren Fähigkeit, Konflikte eigenständig zu lösen. Schliesslich können schon kleine Kinder im Freien eigene Erfahrungen mit Natur und Umwelt sammeln: Wer kennt nicht das Glück, wenn sie am Boden Steine umdrehen oder wenn sie einer Katze oder Taube nachspringen. Schaukeln und all die Infrastruktur, welche die Werbung für das angebliche Glück der Kinder anbietet, sind häufig überflüssig.

Den Eltern fällt es heute jedoch meist nicht leicht, ihr Kind loszulassen. Wo der öffentliche oder halböffentliche Raum beginnt, enden ihre Möglichkeiten einer Einflussnahme weitgehend. Herausgefordert sind deshalb Raumplaner, Architektinnen, Behörden und Hauseigentümerinnen. Sie müssen jungen Familien kinderfreundliche Räume zur Verfügung stellen, und zwar dort, wo man aus dem Haus tritt. Räume, die jüngere Kinder selbstständig erreichen können, sind in der heutigen Zeit oft nur noch in der unmittel-



baren Nähe der Wohnung möglich: im Wohnumfeld und in Quartierstrassen, die in beispielbare Begegnungszonen umgestaltet wurden. Das Verhalten, die Kinder auf den öffentlichen Spielplatz und in die vielen Förderangebote zu begleiten, führt zu einer unerwünschten «Bring- und Holgesellschaft». Die neuesten Ergebnisse des Mikrozensus zeigen denn auch, dass das Auto am häufigsten benutzt wird, um zu Freizeitangeboten zu gelangen.

Raumplanung vergisst die «letzte Meile»

Platz für solche Freiräume ist durchaus vorhanden. Zahlreiche ältere und neuere Siedlungen erfüllen räumlich gesehen durchaus die Bedingungen, die es für ein gesundes Aufwachsen der Kinder braucht. Zudem könnte eine grosse Zahl an Quartierstrassen problemlos in Begegnungszonen umgewandelt



werden. Allerdings müssen wir feststellen, dass sich die Bauherrinnen und Architekten bei der Planung von Siedlungen häufig nicht um die entscheidende Frage kümmern, ob



jüngere Kinder die Aussenräume eigenständig erreichen können. Auch die Gesetzgeber begnügen sich damit, vorzuschreiben, wie gross der Spielplatz bei grösseren Wohnbauten sein muss. Ob die Kinder auch tat-



Parkierte Autos stellen für kleine Kinder ein Hindernis dar, das gefahrloses Spielen verunmöglicht.

sächlich selbstständig dort hingelangen, interessiert niemanden. Nur allzu oft trifft man auf Siedlungen, in denen Strassen oder Einfahrten in die Tiefgarage den Kindern den Weg zum Spielplatz versperren. Fehlende Hinterausgänge führen dazu, dass die Kinder an mehr oder weniger stark befahrenen Strassen entlanggehen müssen, um auf den nächsten Spielplatz zu gelangen. Viele der schweren Haustüren von Mehrfamilienhäusern sind verriegelt, und jüngeren Kindern gibt man keinen Schlüssel mit ins Freie.

Die Raumplanung und Architektur hat also hier die «letzte Meile» vergessen oder verdrängt. Man plant und fordert Fusswegnetze oder – derzeit besonders aktuell – Velowege, die ganze Städte umfassen und die Quartiere untereinander verbinden sollen. Diese Vorhaben sind sinnvoll. Wie aber sollen die Kinder die Kompetenz erwerben, diese Wegnetze eigenständig zu nutzen? Die dazu notwendigen, beachtlichen motorischen Kompetenzen fehlen ihnen häufig, wie sich anlässlich der Veloprüfung in der Primarschule nachweisen lässt.

Die erfolgversprechendste Möglichkeit, um motorische Sicherheit beim Velofahren zu erwerben, ist, sich schon früh im unmittelbaren Wohnumfeld auf Rädern zu bewegen. Auch das sichere Queren von Strassen wird entscheidend durch das Spiel im Wohnumfeld gefördert. Beim Ballspiel etwa lernen die Kinder, sich gleichzeitig auf ein heranfliegendes Objekt zu konzentrieren, das Gleichgewicht zu bewahren und bremsbereit zu sein. Das wohnungsnahe Umfeld ist somit der ideale Ausgangspunkt für die eigenständige Nutzung grösserer Räume.

Auch die Gesellschaft profitiert

Als besonders wichtig erweist sich heute die Förderung kinderfreundlicher Wohnumfelder im Zusammenhang mit dem verdichteten Bauen. In Einfamilienhausquartieren mit eigenen Gärten sind die Kinder isoliert. Geschwister fehlen zumeist, und Spielkameraden können aufgrund des Strassenverkehrs nur schlecht erreicht werden. Private Gärten sind zudem für viele Spiele grobmotorischer Art wie etwa Fussball oder zum Velofahren ungeeignet. Bei verdichtetem Bauen hingegen steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sich im nahen Umfeld Spielgruppen unter den Kindern bilden können. Die bisherigen Beispiele für verdichtetes Bauen erfüllen jedoch die Bedingungen für kinderfreundliches Bauen häufig nicht.

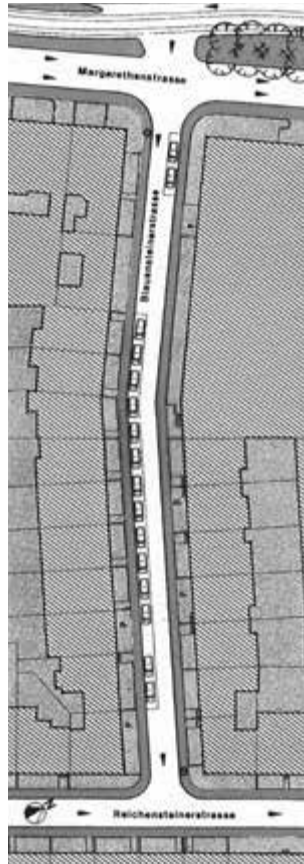
Kinderfreundlich gestaltete Wohnumfelder haben auch eine ganze Reihe positiver Folgen für die Erwachsenen. Untersuchungen zeigen, dass sich dort, wo die Kinder im Freien spielen, auch die Nachbarn besser kennen, vermehrt miteinander sprechen und öfter gemeinsam etwas unternehmen. Insbesondere helfen sich die Familien mit jüngeren Kindern gegenseitig bei der Kinderbetreuung. Gewiss, das Kinderspiel im Freien führt auch zu Konflikten unter den Nachbarn. Doch im positiven Fall entsteht eine Nachbarschaft, die das Fundament für eine lebens-, kon-

BLAUENSTEINERSTRASSE

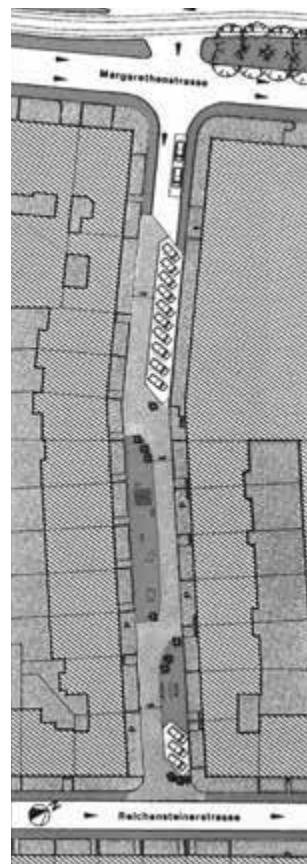
BEISPIEL EINES «NEUEN» WOHNSTRASSENTYPS

Situationspläne

VORHER



NACHHER



- Flächen für Fussgänger
- Flächen für Fussgänger und Fahrzeuge
- Flächen für Fahrzeuge

In der Basler Blauensteinerstrasse gelang es, mit Schrägparkierung im Zentrum der Strasse einen grösseren und gut abgesicherten Spielbereich abzugrenzen.

flikt- und integrationsfähigere Gesellschaft bildet. Eine solche Nachbarschaft kann zudem, so unsere Erkenntnis, wesentlich zur Reduktion klimaschädlicher Aktivitäten beitragen: nicht durch Verzicht, sondern durch den Gewinn von mehr Qualität im Alltag. Familien mit fünfjährigen Kindern, die in Wohnumfeldern aufwachsen, in denen sie unbegleitet mit anderen Kindern spielen können, reduzieren ihre Wochenendausfahrten mit dem Auto um die Hälfte im Vergleich

zu Familien, deren Kinder diese Möglichkeit nicht haben. Alles weist darauf hin, dass eine Aufwertung und kinderfreundliche Gestaltung der wohnungsnahen Freiräume letztlich zu einer Welt führt, die wohnlicher ist und ein Freizeitverhalten fördert, welches das Klima weniger schädigt.

➔ www.kindundumwelt.ch



MARCO HÜTTENMOSER, *1942, leitet die Forschungs- und Dokumentationsstelle Kind und Umwelt in Muri. Der Sozialwissenschaftler war Mitarbeiter am Marie-Meierhofer-Institut für das Kind und beschäftigt sich seit über 40 Jahren mit den Themen «Kind und Verkehr» sowie «Kind und Raum».

Schöne Landschaften sind Glücksträger

Raimund Rodewald
r.rodewald@sl-fp.ch

Landschaften sind wichtig für unser Wohlbefinden. Darin wird unser Sein im wahrsten Sinne verortet und geerdet. Attraktive Orte zu schaffen, ist ein Ziel der Innenentwicklung. Doch allzu häufig dominieren funktionale Sachzwänge. Landschaften sind Orte der Berührung im Positiven wie im Negativen. Die Raumplanung muss sich daher vermehrt mit den emotionalen Bedürfnissen des Menschen beschäftigen.

Es gibt Landschaften, die sind so schön, dass deren Vorstellung allein schon genügt, um auf- und davonzufliegen. Für Platon, den grossen Idealisten der Antike, enthält jede «wahre», das heisst nicht bloss imitierende Schönheit einen Tropfen der Urtinktur des Schönen überhaupt. Seine Wirkung nährt unsere Sehnsucht. Wir beginnen abzuheben, auch ohne wirklich zu fliegen.

Schöne Landschaften sind ein Elixier für Glücksgefühle. Wen wundert also, dass die Bevölkerung die Qualitäten unserer national geschützten Landschaftsperlen schätzt. Menschen, die in einem solchen Gebiet leben, nehmen ihre Umgebung als besonders schön, faszinierend und authentisch wahr, wogegen die suburbanen und periurbanen Landschaften des Mittellandes negativ bewertet werden. Gerade letztere aber nehmen flächenmässig stetig zu. Die reale Landschaft verliert vielerorts an Attraktivität, wird verbaut und vernachlässigt, während sich das Bedürfnis der Bevölkerung nach schönen Landschaften verstärkt. Wie ist diese Para-

doxie zu erklären? Die hohe Beanspruchung des Bodens wurde in den vergangenen Jahrzehnten aus ökonomischen und praktischen Gründen ständig vorangetrieben und hinterlässt nun eine Landschaft, die in dieser Form niemand mehr als schön empfindet. Attraktive Landschaften sind aber eigentlich erwünschte Orte, die auch etwas über uns aussagen.

Die Welt berühren

Jede individuelle Erfahrung von landschaftlicher Schönheit ermöglicht – in Anlehnung an die «Fünf Meditationen über die Schönheit» von François Cheng – Momente des Glücklichsseins und begünstigt ein wohltuendes Gefühl von paradiesischer Harmonie. Deren Verlust ist für den Menschen einschneidender, als man meinen möchte. Doch sind

schöne Landschaften keineswegs nur reine Natur, in der die Ökonomie, die Gesellschaft, das Hier und Jetzt keine Rolle spielen. Der Kern des Verständnisses, was Landschaft von der ursprünglichen Natur unterscheidet, liegt in der Beziehunghaftigkeit. Der Natur begegnen wir nicht neutral. Sie wird mit all unseren Assoziationsgaben und sinnlichen Empfindungen erweitert und versubjektiviert. Dies geschieht häufig erst beim Erwandern eines Ortes. Wer durch eine Landschaft geht, erfährt sie in körperlicher Weise. Die Luft streicht über die Haut, sonnige und schattige Orte erzeugen Wärme- und Kältegefühle, Formen wie die Krone von Bäumen, Häuser oder die Steilheit von Berghängen verwandeln sich beim Vorübergehen perspektivisch. «Promenadologie», also «Spaziergangswissenschaft», nannte der Basler Soziologe Lucius Burckhardt in den Achtzi-



gerjahren diese Art der Annäherung an einen Ort, der so zu einem ästhetischen Objekt, einer Landschaft, ja unserer Landschaft wird. Die 2500 Jahre alte Geschichte des Verständnisses von Schönheit, von Platon bis zu den Designern der digitalen Welten, dreht sich also immer um diese Beziehungsfrage. Was ist schön? Schön ist vielleicht wohl primär ein Ausdruck der sinnlichen und kontemplativen Berührung mit der Welt.

Mit der eigenen Geschichte verweben

Ich habe mir oft die Frage gestellt, worauf die Faszination von schönen Landschaften beruht. Ist es das Wissen um ökologische Vielfalt, ist es der berühmte Flügelschlag des Schmetterlings, der uns flüchtig berührt und doch für einen kurzen Moment ein mächtiges Tor in eine andere Welt aufstösst? In der Landschaft begegnen wir auch unserer Vergänglichkeit, sehen unser begrenztes, kleines Zeitfenster, durch das wir in einen vielfältigen Raum unterschiedlicher Zeitvorstellungen blicken, dessen natürliche und kulturelle Genese sich vor uns auftut und an dessen kontinuierlichem Wandel wir als unbedeutende Individuen für den kurzen Moment unseres Lebens teilhaben können. Die heutige Landschaft spiegelt sich im Bewusstsein der Gesellschaft, und umgekehrt spiegeln auch wir uns in der Landschaft. Wie uns ein lächelnder Mensch beim Vorbeigehen ein Lächeln entlockt, so löst eine attraktive Landschaft in uns Lebensfreude aus. Es entsteht eine Resonanz zwischen der Welt und uns. Wir entkommen ihr nicht. Landschaft ist transitorisch. Kieselsteine, die wir im Bachbett auf sammeln, eine Versteinerung aus dem Jura hang, eine Blume, ein Aquarell oder auch Fotos: Unser Bedürfnis ist es, Landschaften zu uns zu nehmen, als Schönheitserinnerung in kleinen Portionen, und sie zu verweben mit einer Geschichte, mit unserer Geschichte.

Belastet durch unsere Ansprüche, Tag für Tag zum Wohnen, Arbeiten und Durchfahren



zu dienen, werden unsere Landschaften nüchtern und ästhetisch kalt. Solche Landschaften werden auf die blosse Umgebung reduziert. Glücklicherweise gibt es in den letzten Jahrzehnten Bemühungen, diese Beziehung zwischen den Menschen und der Landschaft wiederherzustellen und uns wieder näher auf diese Welt einzulassen. Die Restauration der Trockenmauern am Bielersee oder die Schaffung des Parco delle Gole della Breggia im Mendrisiotto, wo einst ein hässliches Zementwerk stand, schaffen neue, attraktive, ja poetisch-arkadische Orte. Nadia Fontana-Lupi, die Direktorin von Mendrisiotto Turismo, antwortete auf meine Frage, was Arkadien für sie bedeute: «Die Beziehung zu den Menschen und das Positive, das daraus in der Landschaft entstehen kann, sind für mich eine Idealvorstellung à la Arkadien. Arkadien bedeutet für mich, den Sinn des Lebens und den Wert dessen zu erkennen, wo man lebt, was man ist und tut.» Mit dem Percorso del cemento, dem «Zementrundgang», wurde das aufgegebene Zementwerk mit der Idee eines Parks verbunden, in dem man sich eine Vision einer neuen Landschaft zu eigen

machen kann. Das zum Teil rückgebaute Zementwerk wurde öffentlich zugänglich und für Veranstaltungen geöffnet. Es erinnert an Bilder von Ruinenlandschaften aus der Romantik. Glücksbringende Landschaften sind also auch im Siedlungsraum einzufordern. Es sind Räume, die uns schlichtweg guttun, gesundheitsfördernd wirken, wie die Stiftung Landschaftsschutz dies auch mit verschiedenen Publikationen belegen konnte. Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied, heisst es, doch wir benötigen auch die entsprechenden Raumqualitäten dazu. Raumplanung muss daher unsere Emotionen einbeziehen. Orte sollen nicht nur Funktionen ausüben, sondern im Sinn des Wohlbefindens auch Aufenthaltsqualität, Zugänglichkeit und Handlungsoptionen bieten. Dann ist der Weg zum Glück nicht mehr weit.

➤ **Köbi Gantenbein und Raimund Rodewald (2016): Arkadien. Landschaften poetisch gestalten.** Verlag Hochparterre
 ➤ Studie «Landschaft und Gesundheit»: <https://tinyurl.com/landschaft-gesundheit>



RAIMUND RODEWALD, *1959, ist promovierter Biologe und seit 1992 Geschäftsleiter der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz (SL). 2008 erhielt er einen Ehrendoktor der Universität Basel. Er unterrichtet Landschaftsästhetik an der ETH Zürich.

Ein Land im Glück

Pieter Poldervaart

poldervaart@kohlenberg.ch

Am ehesten kennt man hierzulande das Königreich Bhutan aufgrund seines Bekenntnisses zum «Bruttonationalglück». Im Mai 2019 besuchte eine Delegation der Nationalen Landkommission Bhutans die Schweiz, um Inspirationen für das geplante Landnutzungskonzept zu erhalten. Bei einem Treffen beschrieben die Planungsfachleute Gemeinsamkeiten der zwei Länder und erklärten, wie zentral Land aus Sicht der Bevölkerung des buddhistischen Königreiches ist.

«Wenn die Regierung kein Glück für ihr Volk schaffen kann, dann gibt es keinen Grund für die Existenz der Regierung.» Diese ziemlich harsche Losung stammt nicht aus einer Revolutionsproklamation, sondern steht im Rechtskodex von Bhutan aus dem Jahr 1729, der als Kurzform einer Verfassung des mittelalterlichen Bhutans angesehen wird. Überraschenderweise wird das Zitat nicht bloss als historische Fussnote betrachtet, sondern ist Teil der gelebten Politik, erklärte DASHO Pema Chewang, Sekretär der Nationalen Landkommission: «In den Siebzigerjahren erliess der Vater des heutigen Königs das Dekret, dass das Bruttonationalglück Vorrang habe vor dem Bruttonationalprodukt. Das gilt bis heute.» Pema Chewang weilte kürzlich zusammen mit fünf weiteren Beamtinnen und Beamten auf Einladung des Bundesamts für Raumentwicklung in der Schweiz. Ziel des Besuchs war es, Anregungen für die Erarbeitung eines sektorenübergreifenden, harmonisierten Landnutzungskonzepts (National Land Use Zoning) zu erhalten, dessen Erarbeitung Bhutan 2016 beschlossen hatte.

Das Wasser entscheidet

Dass die Fachleute aus Bhutan ausgerechnet in der Schweiz auf Ideensuche gehen, hat mehrere Gründe: Einerseits existieren zwischen dem abgeschotteten Königreich und der Schweiz bereits seit den Fünfzigerjahren Kontakte, zuerst persönliche, später auch diplomatische. Andererseits hat das Reich im Himalaya viele geografische Gemeinsamkeiten mit unserer Alpenrepublik: Die Länder sind ungefähr gleich gross und stark von Gebirge und seinem fragilen Ökosystem geprägt. «Auch der Charakter der Menschen ist ähnlich: offen, bescheiden, geerdet», bilanzierte Pema Chewang. Damit ist es aber auch schon vorbei mit den Parallelen. Denn während in vielen Schweizer Bergtälern eigentliche Alpenstädte pulsieren, sind die Talsenken im Binnenstaat zwischen China und Indien viel zu eng für eine solche Nutzung. Auf dem Talboden wird höchstens etwas Landwirtschaft betrieben, kaum aber Industrie. «Und schon gar nicht können wir dort Stauseen als Wasserreservoirs erstellen», betonte Pema Chewang.



Die Delegation der Nationalen Landkommission Bhutans zu Besuch in der Schweiz (v.l.n.r.): Pema Thinley, Karma Choden Tshering, Chimi Dem, DASHO Pema Chewang, Gonpo Tenzin, Kencho Wangdi

Die Wasserversorgung ist somit auch jener Bereich, in dem Bhutan den Klimawandel aktuell am deutlichsten spürt. Einerseits ist Hydroelektrizität der wichtigste Exportartikel – mit dem Schmelzen der Gletscher droht dieser Devisenbringer jedoch in 30 bis 40 Jahren zu versiegen. Andererseits hat sich der jährliche Niederschlag in den letzten Jahren stark verändert: Während bei der Aussaat Regen häufig ganz ausbleibt, fällt zur Erntezeit im Sommer und Herbst regelmässig Starkregen und erschwert das Einbringen der Feldfrüchte. Etwas neidisch hat die Delegation aus Bhutan daher zur Kenntnis genommen, wie hierzulande moderne Bewässerungstechnologien den Landwirten helfen, mit den Schwankungen des Niederschlags zurechtzukommen.

Auch wenn die Ernten unberechenbar geworden sind, Land hat in Bhutan nach wie vor einen einzigartigen Stellenwert. Diskutiere man mit der Bevölkerung über Gesundheit, Ernährung oder Bildung, stosse man zwar auf reges Interesse. Beim Thema Land aber treffe man buchstäblich ins Herz der Menschen. «Land bedeutet in Bhutan Glück», sagte Pema Chewang – und lieferte so eine wichtige Begründung, warum seine Heimat ein Landnutzungskonzept brauche. Mit 730'000 Einwohnerinnen und Einwohnern ist Bhutan zwar relativ dünn besiedelt. Doch das Bevölkerungswachstum beträgt über ein Prozent jährlich; dazu kommt der Druck von Siedlung und Industrie, die auf bisheriges Acker- und Weideland zugreifen wollen.

Die Zeit ausgewogen einsetzen

Bei der Güterabwägung, wie eine Fläche genutzt wird, ist in Bhutan nicht in erster Linie der Profit ausschlaggebend. Priorität hat, ganz im Sinn des Bruttonationalglücks, das Wohlergehen der Bevölkerung im umfassenden Sinn. Und über dieses Bruttonationalglück wacht eine eigene Kommission. Ihr steht ein Instrumentarium zur Verfügung, das mit 9 Bereichen, 33 Indikatoren und 124 Variablen arbeitet. «Je-



des politische Geschäft wird mit diesem Raster geprüft und kann erst umgesetzt werden, wenn es die nötige Mindestpunktzahl erreicht hat», meinte Gonpo Tenzin, der Leiter der Division Politik und Planung.

Zu den Parametern gehören traditionelle Kategorien wie Volksgesundheit und Bildung. Komplizierter dürfte es sein, Kriterien wie kulturelle Resilienz und Vielfalt, gute Regierungsführung, ökologische Vielfalt und vor allem eine «ausgewogene Nutzung der Zeit» zu bewerten. Wir haben uns nicht verhört: «Es geht darum, dass die Zeit sinnvoll verwendet wird für Arbeit, Erholung, Schlaf und die anderen Bedürfnisse», präzisierte Gonpo Tenzin.

Aus der Schweiz nimmt die Delegation nicht nur technische und planerische Anregungen mit: «Während bei uns alles zentral entschieden wird, gibt in der Schweiz der Bund den Kantonen die Leitlinien vor. Diese arbeiten mit den Gemeinden zusammen, die dann wiederum die Landnutzung mit der Bevölkerung diskutieren», so Pema Chewang. Eine solche qualifizierte Auseinandersetzung mit vielfältigen politischen Themen setze allerdings auch einen weiteren Rückgang des Analphabetismus voraus, der aktuell noch bei 29 Prozent liege. Dieser Wert, ebenfalls ein Parameter der amtlichen Glücksprüfung, soll irgendwann auf Null sinken.



PIETER POLDERVAART ist freier Journalist in Basel und Redaktor von «Forum Raumentwicklung».

Siedlungsentwicklung nach innen: Eine Chance für die städtische Qualität und das Wohl der Bevölkerung?

Magali Zuercher
m.zuercher@urbaplan.ch

Das Planungsbüro Urbaplan beschäftigt sich schon seit Jahren mit der Suche nach Lösungen, welche die Siedlungsentwicklung nach innen und die Lebensqualität in den Quartieren unter einen Hut bringen sollen. Nachfolgend beschreiben wir die Erfahrungen mit dem revidierten Raumplanungsgesetz und die Lehren, die das Büro aus seinen neueren Arbeiten im Zusammenhang mit der Revision der kommunalen Nutzungspläne gezogen hat, die an die Ziele der kantonalen Richtpläne angepasst werden müssen.

Die Verdichtung ist kein neues Thema, sondern bereits seit vielen Jahren Gegenstand von Debatten. Mit Inkrafttreten des revidierten Raumplanungsgesetzes (RPG) 2014 hat sich die Raumplanung jedoch grundlegend gewandelt. Die Siedlungsentwicklung nach innen ist längst nicht mehr nur ein leeres Wort, sondern eine Anordnung des Bundes, die sich auf ein wahres Arsenal an gesetzlichen Vorgaben stützt: Dimensionierung der Bauzonen aufgrund des Bedarfs der nächsten 15 Jahre; minimale Mehrwertabgabe oder gesetzliche Garantie dafür, dass Bauland auch verfügbar gemacht wird. Die Gemeinwesen sind nun verpflichtet, diese Forderungen auch tatsächlich umzusetzen.

Zwar hat die Schweizer Stimmbevölkerung dem revidierten RPG an der Urne deutlich zugestimmt. Dies hindert sie jedoch nicht daran, eine widersprüchliche Haltung einzunehmen und sich – manchmal mit Erfolg – vehement gegen Verdichtungsvorhaben zu wehren. In der Schweiz weisen Siedlungen in der Regel ein hohes Verdichtungspotenzial auf: Daher kann man sich auf die Umsetzung von Projekten konzentrieren, bei denen die Qualität im Vordergrund steht. Die Kantone sind heute zwar verpflichtet, ihre Entwicklungsstrategien auf Szenarien des Bevölkerungswachstums abzustützen. Aber das Streben nach einer qualitativ hochwertigen Verdichtung ist vernünftig. Sie wird zudem von Be-

rufsverbänden breit gefördert und wurde erst kürzlich durch die Gerichte bestätigt: Diese erklärten, dass das Kriterium der Quantität alleine die anderen Zielsetzungen des RPG nicht ersetzen könne.

Was ist Qualität?

Die Frage nach der Qualität ist ebenso komplex wie die Debatte über die Dichte. Die Erfahrung zeigt, dass das Konzept der Qualität in objektiven Kriterien wie Erreichbarkeit, Nutzungsmix, soziale Mischung, Klimakomfort und Nähe zu öffentlichen Einrichtungen zum Ausdruck kommt – ergänzt durch subjektivere Kriterien.



So hat jedes Individuum und jede gesellschaftliche Gruppe ein eigenes Wertesystem. Es ist deshalb logisch, dass nicht jeder die Räume und bestehende Bauten, das Potenzial, sich Aussenräume anzueignen, oder auch die vielfältigen Nutzungen des öffentlichen Raums auf dieselbe Weise wahrnimmt. Ebenso beurteilt man die ästhetischen Merkmale von Bauten unterschiedlich. Statt von Qualität im Singular müsste man daher eher von Qualitäten im Plural sprechen, weil sie vielfältig und unterschiedlich sind.

Partizipation bereichert die Projekte

Die Fülle und Vielfalt dieser Kriterien regen die Überlegungen der Fachleute zwar an. Für uns als Planungsbüro ist aber die Diskussion mit der Bevölkerung und Verbänden, die zudem gesetzlich vorgeschrieben ist, grundlegend. Solche Interaktionen – Stadtpaziergänge, runde Tische oder Debatten – sind für die Projekte ausserordentlich bereichernd. Nur am realen Beispiel lässt sich erfassen, inwiefern dessen Besonderheiten von den Betroffenen geschätzt werden oder im Gegenteil für Abwehr sorgen.

Die örtliche Verankerung ermöglicht es zudem, die Diskussion auf die Herausforderungen des jeweiligen Raums auszurichten und sich bewusst zu werden, dass die Innenentwicklung vielfältige städtebauliche Formen annehmen kann. Die meisten davon sind der Bevölkerung im Übrigen vertraut und werden von ihr durchaus geschätzt.

Es gibt zwar keinen eigentlichen Leitfaden für Quartierqualität. Die Fachleute können aber dennoch eine Debatte lancieren, indem sie bei der Beschreibung der Eigenschaften und Merkmale einer Siedlung die Atmosphäre in den Fokus rücken, also die Beziehung zur Strasse, die Qualität der offenen Räume oder die Gestaltung der Erdgeschosse.

Indem die Dichte in einen Kontext gestellt wird, können wir uns über die quantitativen Überlegungen hinaus auf die wahren Qualitäten der einzelnen städtebaulichen Formen

konzentrieren. So kann man sich etwa fragen, wie die Beziehung zur Landschaft, zur nahen Umgebung oder zum öffentlichen Raum aussieht. In den grundlegenden Qualitäten jeder städtebaulichen Form kommen auch unterschiedliche Wünsche bezüglich des Wohnens und der Lebensweise zum Ausdruck.

Nachdenken über neue Kommunikationsformen

Man darf jedoch die Grenzen des partizipativen Ansatzes nicht aus den Augen verlieren, vor allem, was seine Repräsentativität angeht, denn gewisse Personengruppen lassen sich nur schwer mobilisieren. Zudem kann die Legitimität der Partizipation infrage gestellt werden, wenn sie den Entscheidungsprozess zu stark beeinflusst. So soll der partizipative Ansatz nicht die demokratische Debatte ersetzen, sondern vielmehr bereichern.

Wir müssen also über neue Kommunikationsformen nachdenken, die ein breiteres Publikum ansprechen können: Präsenz auf sozialen Netzwerken, Zusammenarbeit mit sozialen Akteuren in den Quartierzentren oder inklusive Arbeitsformen. Erfreulicherweise tragen die Bemühungen in diesem Bereich bereits erste Früchte.

Hinzu kommen gewisse formale Voraussetzungen, die für alle unerlässlich sind: Partizipative Ansätze erfordern viel Disziplin und vor allem ein aktives Zuhören seitens der Fachleute. Es darf nicht sein, dass nur gehört wird, was im Sinn des Projekts ist. Die Teilnehmenden müssen ihrerseits aber auch verstehen, dass gewisse Vorgaben nicht verhandelbar sind – vor allem, wenn sie sich aus dem gesetzlichen Rahmen ergeben, an dem nicht gerüttelt werden kann, oder wenn der Startschuss für ein Projekt bereits gefallen ist.

Einfache und zweckmässige Regeln

Das Ziel kann nicht darin bestehen, alle städtebaulichen Qualitäten vollumfänglich umzusetzen. Vielmehr müssen minimale Vor-

schriften festgelegt werden, dank denen die Qualitäten, die zu erhalten oder zu verbessern sind, Form annehmen können. Gleichzeitig muss aber auch die Rolle der Kommissionen, welche die Projekte in der Umsetzungsphase beurteilen, anerkannt werden.

Da ein grosser Teil der Siedlungsentwicklung von privaten Akteuren getragen wird, müssen diese Vorschriften zwingend einfach und effizient sein. Ein flexibler Rahmen ermöglicht es, das Risiko der Willkür zu begrenzen und dafür zu sorgen, dass die Projekte sowohl den Zielen der Siedlungsentwicklung nach innen entsprechen als auch zur Lebensqualität in der Stadt beitragen.

Einfache Vorschriften zu definieren, ist ein schwieriges Unterfangen. Die Versuchung kann gross sein, alles reglementieren zu wollen. Dabei ist es eine Illusion, zu glauben, man könne sich gegen jeden architektonischen Fehler wappnen – ganz abgesehen davon, dass allzu einschränkende Regeln zu einer architektonischen Verkümmern führen können. Gefragt ist ein Gleichgewicht zwischen Vorschrift und Flexibilität. In diesem Sinn sind partizipative Ansätze sehr nützlich: Dank ihnen lassen sich die wichtigsten Merkmale eines Quartiers erkennen, die bewahrt oder aufgewertet werden müssen. Die Arbeit einer Raumplanerin, die in dieser Phase derjenigen einer Seiltänzerin ähnelt, gewinnt dadurch an Kohärenz.

Wenn es um die Umsetzung von prioritären Massnahmen im öffentlichen Interesse geht, ist es zudem erfahrungsgemäss einfacher, einen Dialog mit den Projektpartnern aufzunehmen, wenn Vorschriften mit Anreizen verbunden werden. Dabei ist Dichte kein fixes Ziel, sondern ergibt sich aus der Definition von qualitativen Kriterien, die aus einer sorgfältigen Analyse hervorgehen und ergänzt werden durch Befragungen in den Quartieren. Und genauso werden die Qualitäten in den Quartieren, und damit auch das Wohl ihrer Bevölkerung, geschützt und stärker gewichtet.

— (Übersetzung)



MAGALI ZUERCHER, *1970, ist in Lausanne-West aufgewachsen und hat 1995 ihr Architekturstudium an der ETH Lausanne abgeschlossen. Die Raumplanerin FSU ist Mitglied der Geschäftsleitung des Planungsbüros Urbaplan, das seit 1966 in der Westschweiz und unterdessen auch in der Deutschschweiz aktiv ist. Ihr Fachwissen im Bereich Planungsinstrumente ermöglicht innovative Lösungsansätze mit städte- und landchaftsplanerischen Konzepten, die im Einklang stehen mit den Gegebenheiten bebauter und unbebauter Räume.

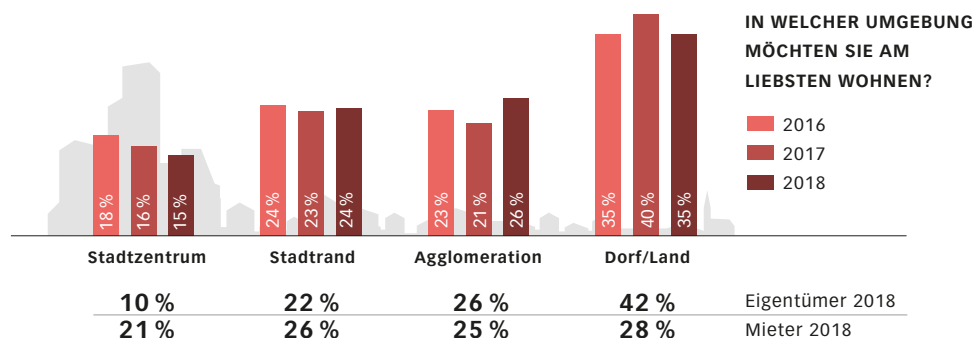
Das Einfamilienhaus bleibt Trumpf

Stefan Heitmann

stefan.heitmann@moneypark.ch

Die aktuelle Wohntraumstudie 2018/19 von Moneypark und Alacasa zeigt: Nach wie vor führt das Einfamilienhaus die Skala der Wohnträume an. Doch gewinnt das Reiheneinfamilienhaus an Attraktivität.

Werden sie nach ihrer Traumimmobilie gefragt, wünschen sich 49 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer ein freistehendes Einfamilienhaus – diese Wohnform ist immer noch mit grossem Abstand der Favorit auf der Wohntraumskala, wenn auch mit leicht abnehmender Tendenz. Ein Grund dafür dürfte die Preisentwicklung bei Einfamilienhäusern sein. Insbesondere in den Städten sind die Kaufpreise innert Jahresfrist nochmals zwischen drei und vier Prozent gestiegen. Demgegenüber gewinnt das Reiheneinfamilienhaus an Sympathie: Es wird



dreimal so häufig genannt wie das freistehende Haus, wohl auch aufgrund der Tatsache, dass dieser Objekttyp noch einigermaßen erschwinglich ist.

Eigenheimkäufer ziehts aufs Land, ...

In der Schweiz stagniert die Wohneigentumsquote seit 2017 bei – im internationalen Vergleich unerreicht niedrigen – 39 Prozent (vgl. dazu auch unser «Plädoyer für die Steigerung der Wohneigentumsquote in der Schweiz»). Die Suche nach der Traumimmobilie wird be-

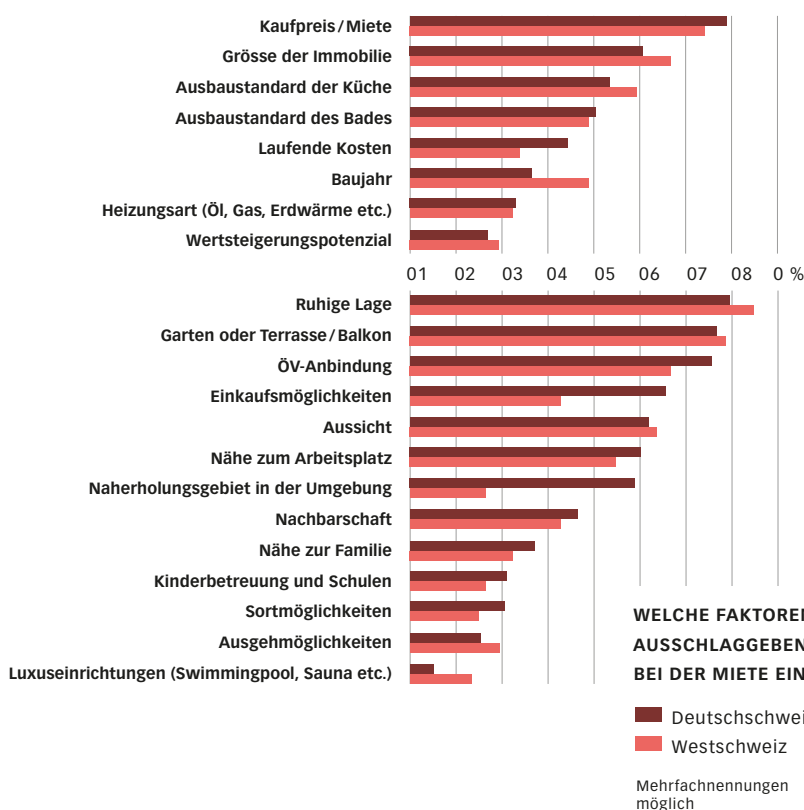
stimmt von einer Kombination aus mangelnden Angeboten und folglich hohen Preisen einerseits und sich verändernden Lebensumständen andererseits, beispielsweise durch Familiengründung. Die Liegenschaft soll nach wie vor auf dem Land oder zumindest in der Natur stehen. 42 Prozent der Eigenheimkäufer möchten in einem Dorf wohnen, gleichzeitig gewinnt die Agglomeration an Attraktivität.

... Mieter eher in die Städte

Bei den Mieterinnen und Mietern hingegen etabliert sich der Trend zur Urbanisierung: 21 Prozent von ihnen möchten mittlerweile im Stadtzentrum leben. Städte sind attraktiv, unter anderem, weil hier die meisten Arbeitsplätze entstehen. Die Metropolregionen reagieren mit Verdichtung und bauen entsprechend in die Höhe, um zeitgemässen Wohnraum zu schaffen (vgl. dazu auch «Wohntraum trifft auf Wohnrealität»).

Schnell ins Grüne – aber bitte mit Anbindung an den ÖV

Das Gros der Schweizerinnen und Schweizer verbindet mit dem Wohntraum Ruhe und Nähe zur Natur – jedoch sollte auch eine gute Anbindung an den ÖV bestehen. Sehr viel stär-



**WAS SCHÄTZEN SIE AN
IHREN NACHBARN?**

■ Deutschschweiz
■ Westschweiz

Mehrfachnennungen möglich



Allgemeine Hilfsbereitschaft

74% 50%



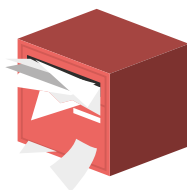
Giessen der Blumen

35% 20%



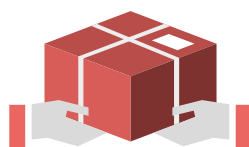
Handwerkliche Unterstützung

13% 6%



Leeren des Briefkastens

27% 16%



Annehmen von Lieferungen

27% 16%



Mittagstisch für Nachbarskinder

4% 3%

ker ausgeprägt als in der Romandie (16 Prozent) ist in der Deutschschweiz (49 Prozent) der Wunsch, schnell in einem Naherholungsgebiet zu sein. Auch Einkaufsmöglichkeiten sollten in der näheren Umgebung existieren – ein Faktor, den 56 Prozent der Deutschschweizer, aber nur 33 Prozent der Romands als ausschlaggebend bezeichnen. Die Mehrheit der Schweizer Bevölkerung teilt den Wunsch nach einer schönen Aussicht sowie nach einem Garten oder mindestens einem Balkon.

Lebensqualität dank guter Nachbarschaft

42 Prozent der Bevölkerung in der Deutschschweiz und 30 Prozent in der Romandie haben nichts an ihrer Nachbarschaft zu bemängeln. Es ist die allgemeine Hilfsbereitschaft, die von drei Vierteln aller Befragten in der Deutschschweiz besonders geschätzt wird. In der Romandie nimmt man die Unterstützung der Nachbarschaft insgesamt deutlich weniger in Anspruch – der Wunsch nach Diskretion und

Abstand überwiegt, wenn es um das gedeihliche Miteinander geht. Handwerkliche Hilfestellungen hingegen sind gefragt. Auch ist die Mehrheit dankbar für das Giessen der Blumen während der Ferien und die Annahme von Lieferungen. Mobiler Lebensstil und nachbarschaftliches Zusammenleben reichen sich hier die Hand.

—



STEFAN HEITMANN, *1977, ist studierter Jurist und Ökonom und gründete 2012 Moneypark, er ist CEO der Firma. Mittlerweile beschäftigt Moneypark in mehr als 25 Filialen über 200 Mitarbeitende und ist der schweizweit grösste unabhängige Hypothekenspezialist.

253 Jahre Wohnglück

Text: Pieter Poldervaart
poldervaart@kohlenberg.ch
Fotos: Martin Bichsel
foto@martinbichsel.ch

Lage, Wohnfläche, Ruhe, sympathische Nachbarn, Aussicht: Die Prioritäten für das persönliche Wohnglück sind individuell, wie der Besuch von zwei Menschen in Basel zeigt.

Alle paar Jahre die Wohnung wechseln, das will man niemandem zumuten. Doch Annett Altvater (38) scheint das ewige Kistenpacken nichts auszumachen. Seit sie 2004 der Liebe wegen aus Deutschland nach Basel zog, hat sie fast alle möglichen Wohnformen ausprobiert. Zu Beginn quartierte sie sich für monatlich 400 Franken in ein WG-Zimmer im Kleinbasel ein, dann gings ins Gundeldingerquartier, wo sie mit ihrem Partner eine Altbauwohnung bezog. «Verkehrstechnisch war es dort ideal, aber dann kündigte uns der Vermieter.» Mehr Wohnraum und deutlich mehr Aussicht fand sie im St. Jakob-Turm, der Rahmennutzung des Joggeli-Stadions. «Der Ausblick ging bis zur Gempenfluh, grandios», erinnert sich Altvater etwas wehmütig. Ebenfalls vermisst sie die Naherholung in den Merian-Gärten plus das Gartenbad gleich vor der Tür. Doch sozial war die inzwischen junge Familie isoliert. Als sich die Gelegenheit bot, ging es zurück nach Kleinbasel. Dort, in unmittelbarer Nähe zum Rheinufer, wohnten viele Familien, die auch schnell zu Freunden wurden und immer noch sind. Doch mit dem zweiten Kind wurde es zu eng, wieder startete die Suche nach einer neuen Bleibe.



Das neue Quartier ist zwar dicht gebaut, verfügt aber über grosszügige Aussenräume.

Genossenschaft als Glücksfall

2015 wurden Annett Altvater und ihr Partner auf die Bauprojekte auf der Erlenmatt, dem früheren Rangiergelände der Deutschen Bahn, aufmerksam. «Seit wir den Genossenschaftsbeitrag für das Baufeld Erlenflex gezeichnet hatten, wurden wir in die Planung einbezogen», erzählt Altvater. Die Meinung der Genossenschafter war etwa bei der Materialisierung und Farbgestaltung gefragt. Verbesserungswünsche konnten sie bei der Grundrissgestaltung einbringen – und bewirken, dass ein Badezimmer kurzerhand halbiert und aus der frei gewordenen Fläche eine heute vielgenutzte Büroecke wurde. Das Prunkstück der in Sichtbeton gehaltenen Wohnung ist unbestritten die Front von Schiebefenstern gegen Südwesten: Mittlerweile sitzt die Familie vor allem beim Abendessen nicht rund um den Tisch, sondern nutzt ihn im Hufeisen: «Alle wollen den tollen Son-



Im Gemeinschaftsraum gibts heute Kürbissuppe, wer dazusitzt, entscheidet sich spontan.



Kinderfreundlich, aber kein Familienghetto, die Erlenmatt in Basel.



Werkzeuge teilen spart Platz und fördert die Kommunikation.

nenuntergang miterleben.» Und weil auch die Abflugschneise des Flughafens Basel-Mülhausen im Westen Basels liegt, kommt beim Betrachten des Abendrots gelegentlich Fernweh auf. In der warmen Jahreszeit lässt sich der Tag entspannt auf dem grosszügigen Balkon ausklingen, der ebenfalls nach Südwesten geht.

Die 125-Quadratmeter-Wohnung lädt nicht nur zum Träumen ein, sondern fördert auch den Austausch mit der Nachbarschaft. Die Hälfte der 18 Mietparteien sind Familien, was für eine hohe Besuchsfrequenz sorgt. «Da spielen dann schon mal sieben Kinder im Kinderzimmer», beschreibt Alt Vater den ausgeprägten Sozialkontakt ihrer Töchter. Aber soll der Sonntagsbrunch im Familienkreis genossen werden, wird einfach die Türe geschlossen und die Klingel abgestellt. Danach gehts womöglich zehn Minuten zu Fuss in die Läng Erlen, wo sich die Kinder austoben können und Alt Vater häufig ihre Joggingrunden dreht.

Ein Gasgrill für alle

Die Erlenmatt als aufstrebendes Quartier zähle zwar viele Familien, sei aber weit davon entfernt, ein Familienghetto zu sein, ist Alt Vater überzeugt, die bei der Wirtschaftsförderung Basel als Kommunikationsfachfrau arbeitet. Dafür sorgt auch das gemeinsame Kochen und Essen. Heute etwa wird im Gemeinschaftsraum Kürbissuppe aufgesetzt, drei grosse Hokkaido warten auf der Anrichte auf ihr Schicksal. An der Tischkante ist ein 10-Liter-Bag-in-Box-Apfelsaft platziert. «Wer essen kommt, kann sich spontan entscheiden», erklärt Alt Vater den lockeren Umgang. Viel Freiheit gibt es auch bei der Gestaltung des Wohnumfelds. Obwohl der grobe Kies vor dem Eingang eigentlich frei bleiben sollte, reihen sich dort Metallkisten mit Erdbeeren, Kapuzinerkresse, Datteltomaten und Küchenkräutern aneinander. Zehn Meter weiter steht ein ausrangierter Paketwagen der Schweizerischen PTT mit einem unförmigen Etwas, das mit einer Blache abgedeckt ist: Der gemeinsame Pizzaofen hat vom Fest am letzten Wochenende einen Sprung davongetragen und sollte repariert werden... Rund um die Liegenschaft, die mit rohen Brettern und Schiebstoren verschalt ist, verheilen allmählich die Wunden der Bauerei: Die Parterremieter haben einen breiten Grünstreifen mit Kosmeen, Sonnenblumen, Malven und Nachtkerzen verschönert. Und der weite, zentrale Kiesplatz ist von zwei Dutzend Ahornbäumen bestanden, die sich jetzt, im Herbst, gelb-rot-braun verfärben.

Eigene Autoeinstellplätze gibt es nicht. Wer einen solchen braucht, kann ihn vom Nachbarhaus mieten. Alt Vaters Familie gehört nicht dazu, Velos und ein E-Bike genügen ihnen. Zudem unterhält Mobility auf der Erlenmatt einen Standplatz und der Bus in die Stadt ist in drei Gehminuten erreichbar. Wichtig ist auch die Nähe zur Bahn, wenn etwa Freunde oder Alt Vaters Mutter aus Deutschland anreisen – der Badische Bahnhof ist bloss sieben Minuten entfernt. Im Velokel-



250 Jahre alt dürfte das alte Fischer- und Bauernhaus von Robinsons sein.

ler findet sich übrigens auch das Werkzeug-abteil, wo unter anderem ein Gasgrill für alle bereitsteht. «Wir nutzen viele Geräte gemeinsam», sagt Altvater. Neben dem schwarzen Brett am Eingang und dem Stammtisch alle drei Monate ist es dieser informelle Kontakt, der das Haus in Basels jüngster Entwicklungszone so lebendig macht.

Daheim bei Fischern und Wäscherinnen

Das Highlight in der Erlenmatt, die tolle Aussicht, ist so ziemlich das einzige, was Stephan Robinson fehlt: «Stimmt, den Blick ins Weite vermisste ich.» Zuletzt wohnte der Kernphysiker im Gundeldingerquartier, im fünften Stock eines Jugendstilhauses. Doch die alte Schönheit ging mit der Renovation verloren, der gepachtete Familiengarten auf dem Bruderholz war ein Kompromiss. Vor allem Robinsons Frau, eine Biologin, wünschte sich

einen eigenen Garten. Fünf Jahre lang suchten die Eltern von zwei schulpflichtigen Söhnen «etwas Eigenes» – und wurden im äussersten Nordzipfel des Stadtkantons fündig. Im Quartier Kleinhüningen, das bis 1908 eine eigenständige Gemeinde war, konnten Robinsons das wohl 250 Jahre alte Haus übernehmen. «Es hat Atmosphäre, man spürt die Geschichte», so der aus dem Grossraum Zürich Zugewanderte. Vermutlich waren es ursprünglich arme Fischer und Bauern, die hier, in unmittelbarer Nähe zur Grenze nach Deutschland und Frankreich, hinter dem Haus ihre Felder und Obstbäume bewirtschafteten. Alte Baupläne lassen zudem auf einen «Buuchi»-Ofen schliessen, auf dem die Bauersfrauen Kleider der reichen Basler Familien gewaschen hatten – ein Nebenerwerb, der typisch war für die sozial schlecht gestellten Kleinhüningerinnen. Heute ist von den früheren Feldern nur noch ein schmaler



Der moderne Anbau bietet Komfort, im Sommer nutzt die Familie die Dachterrasse täglich.



Stephan Robinson und Goethe:
«Einzig die Fernsicht fehlt mir hier.»



Gartenstreifen übrig geblieben. Geradeaus geht es zur Primarschule, rechterhand führt der verwunschene Friedhofsweg zur Kirche und zu einer Handvoll anderer Häuser, die noch von Kleinhüningen als ursprünglichem Fischerdorf zeugen.

Gemeinsam für ein lebenswertes Quartier

2012 zogen Robinsons ein und renovierten vor allem den Anbau. Während Jahren war hier ein Modellbauer tätig, doch es fehlte ein richtiges Fundament und eine Isolation. Die Nässe des Rheins, der in nur 100 Meter Entfernung nach Deutschland fliesst, drückte in die Mauern. Nun ist der Raum stabil und winterfest isoliert. Zum dörflichen Charakter passt auch die gute Nachbarschaft. So steigt seit ein paar Jahren jeweils am letzten Wochenende der Sommerferien ein Strassenfest. Hauseigentümer und Mieter sind in der Gasse



etwa zu gleichen Teilen vertreten, man hilft sich aus und verbündet sich auch schon mal, wenn es um gemeinsame Probleme geht. Vor ein paar Jahren etwa zogen Robinsons mit einer Gruppe von Nachbarn bis vors Bundesgericht, um eine Parkplatzzufahrt zu verhindern – und erreichten immerhin, dass mittelfristig eine andere Zufahrt gewählt werden muss. Zurzeit wehren sich Robinsons und einige Nachbarn dagegen, dass die kaum befahrene Sackgasse einen Wendeplatz erhält. «Man muss etwas tun, um die Stadt lebendig und wohnlich zu gestalten», sagt der 56-Jährige, der nach langen Jahren als Mitarbeiter einer Nichtregierungsorganisation nun als selbstständiger UNO-Consultant im Bereich Altlastenbewältigung tätig ist. Für seine regelmässigen Reisen in Länder der ehemaligen Sowjetunion und nach Westafrika schätze er die Nähe zum Flughafen. In Europa nimmt Robinson, der kein Auto besitzt, jedoch wenn

Das Silo mit dem Wappen des Hunnenkönigs Attila zeigt: Der Rheinhafen ist in Kleinhüningen noch immer allgegenwärtig.

immer möglich den Zug, in der Stadt Tram und Velo.

Es ist zwar erst später Vormittag, doch das geduckte Haus mit seinen schiefen Wänden liegt bereits wieder im Schatten, denn das blendend weisse Getreidesilo am Ende der Gasse, geschmückt mit dem Hunnenkönig Attila, der das Dorf- und Quartierwappen ziert, nimmt das direkte Licht. Dabei ist die Sonne bei Robinsons eine gerngesehene Gästin: Die 40 Quadratmeter grosse Dachterrasse über dem Anbau wird in der warmen Jahreszeit fast täglich genutzt, auch der Belgische Schäferhund Goethe wuselt die Treppe hoch und runter. Jetzt wuchert eine Americano-Traube mit herbstlich gefärbtem Laub über die Planken, und die Feuerschale erinnert an die vergangenen, lauen Sommer-nächte. Eine Handvoll Stare wartet nervös auf dem Mirabellenbaum, bis die lästigen Besucher den Sitzplatz wieder freigeben und die überreifen Trauben wieder ihnen gehören.



PIETER POLDERVAART ist freier Journalist in Basel und Redaktor von «Forum Raumentwicklung».



MARTIN BICHSEL ist freier Fotograf in Bern und regelmässiger Mitarbeiter von «Forum Raumentwicklung».



DIE BILDERGALERIE ZUR REPORTAGE

Weitere Fotos zur Reportage finden Sie unter www.are.admin.ch/forumraumentwicklung



DEN FILM ZUR REPORTAGE MIT

↑ Annett Altwater, Genossenschafterin in der Liegenschaft Erlenflex auf dem Entwicklungsgebiet Erlenmatt in Basel
 ↑ Stephan Robinson, Besitzer eines 250 Jahre alten Einfamilienhauses im Basler Quartier Kleinhüningen
 finden Sie unter www.are.admin.ch/forumraumentwicklung

Ein unerschöpfliches Gebiet



YELMARC ROULET, *1956, studierte Politikwissenschaft an der Universität Lausanne. Seit 1979 ist er als Journalist tätig, zuerst für die Schweizerische Depeschagentur (SDA), dann für «Le Nouveau Quotidien» (NQ) und schliesslich für «Le Temps» in Bern, Genf, Lausanne, Madrid und Brüssel. Bei «Le Temps» leitete er die Abteilung «Regionen» und ist seit 2016 Inlandchef.

Ich möchte Ihnen etwas über einen glücklichen Journalisten erzählen: über mich selbst, wenn ich mich mit Raumplanung beschäftige. Und das meine ich absolut ernst.

Natürlich gibt es prestigeträchtigere Vertreterinnen und Vertreter unseres Metiers: mutige Kriegskorrespondenten, die an einer weit entfernten Front Kopf und Kragen riskieren; gefürchtete Leitartikel, die einen Bundesrat unter Beschuss nehmen, den sonst keiner anzugreifen wagt; oder auch jene, die mit ihren hartnäckigen Recherchen das Land erschüttern. Ich hingegen habe mein Glück gefunden, indem ich in aller Ruhe durch helvetische Gefilde streife.

In den Redaktionen gibt es kaum Raumplanungsspezialisten und ich bin weit davon entfernt, selbst einer zu sein. Ein wenig stolz macht es mich aber schon, dass ich mich bereits vor der Abstimmung über das neue Raumplanungsgesetz (RPG) vom 3. März 2013 mit einem Thema beschäftigt habe, um das sich damals noch keiner kümmerte. Auf diese Weise «sein» Thema gefunden zu haben und dieses ohne Eile erkunden zu können, ist heute für jeden Journalisten ein wahrer Luxus.

Einmal war ich in Vernamiège (VS) und hörte zu, wie sich Chaletbesitzer darüber ärgerten, dass sie ihre Parzellen vielleicht nicht mehr würden überbauen dürfen. Was mich aber wirklich beeindruckte, war der Blick hinunter nach Vex und zum Eingang des Val d'Hérens. Damals wurde mir klar, dass man in die Höhe steigen muss, um das ganze Ausmass der Zersiedelung zu erfassen.

Die Schweizer Landschaft ist zwar sehr vielfältig. Aber mit der Zeit merkt man, dass die Unterschiede auch damit zusammenhängen, dass die Vorschriften je nach Kanton anders sind. Wenn man bewusst darauf achtet und Häuser sieht, die ganz oben auf den Hügeln stehen, dann ist das ein Zeichen dafür, dass man im Freiburgerland angekommen ist. Im Kanton Waadt hat sich die Silhouette der Dörfer kaum so verändert.

Ein anderes Mal reiste ich für ein Treffen mit dem Ecopop-Gründer in den Aargau. Danach verstand ich besser, weshalb im Umgang mit der Raumplanung so unterschiedliche Sensibilitäten zu spüren sind. Während das RPG in der Romandie für grosse Unruhe sorgte und in wirtschaftlich rechtsstehenden Kreisen, in Gemeinden und bei Föderalisten Empörung auslöste, waren die Debatten in den

deutschschweizer Kantonen offensichtlich weniger kontrovers. Warum? Ein Blick auf das Aargauer Mittelland reichte: Die verheerenden Auswirkungen der Zersiedelung waren dort so deutlich zu sehen, dass die Bevölkerung eher bereit war, gesetzliche Einschränkungen zu akzeptieren, um ihren gefährdeten Lebensraum zu retten. Die Westschweiz hingegen, die unter dem Eindruck ihres noch jungen wirtschaftlichen und demografischen Aufschwungs stand, zeigte sich widerspenstiger.

Muss das Gesetz verschärft werden? Oder ist es dafür bereits zu spät? Der Journalist und Bürger, der sich der Raumplanung verschrieben hat, kann hier nur zu einem ernüchternden Schluss gelangen: Es gilt zu retten, was noch zu retten ist. Diesen Eindruck hatte ich oft beim Anblick von Einfamilienhaussiedlungen, die abseits der Dörfer stehen, beim Blick auf die Rhoneebene, die weitgehend der Industrie und dem Gewerbe überlassen wird, oder auf die übervolle Genferseeregion, die ins Hinterland überschwappt, wo sich der Siedlungsbrei ausbreitet – ein sehr treffender Ausdruck übrigens, der sich kaum ins Französische übersetzen lässt. Die Waadtländer Seite des Genfersees, einst der Inbegriff der Süsse des Lebens, ist unwiderruflich verschandelt durch die ausgedehnten Siedlungen und Einkaufszentren, die mitten in den Feldern stehen.

Und zu all dem kommt ein Verdacht hinzu: Weil die für unser Territorium zuständigen Behörden und Fachleute das Wesentliche nicht bewahren konnten, verbeissen sie sich in sinnlose Details. Tatsächlich scheint heute ein bürokratisches Monster am Werk zu sein. Die Akteure der Raumplanung wollen gar automatische Methoden anwenden, um Baureserven zu berechnen und über die Grenzen des zulässigen Bevölkerungswachstums zu entscheiden, ohne sich überhaupt je vor Ort zu begeben.

Trotz aller Zweifel und Unsicherheiten, mit denen ich in meiner Arbeit konfrontiert gewesen bin, würde ich aber dennoch jedem Journalisten und jeder Journalistin sofort empfehlen, sich für den faszinierenden Bereich der Raumplanung zu interessieren. Die Auseinandersetzungen rund um Themen wie Eigentum, Wohnraum, Aktivitäten und Projekte sind nach wie vor höchst aktuell und eine wahre Fundgrube zutiefst menschlicher Geschichten.

—

(Übersetzung)



DIE AUDIODATEI ZUR KOLUMNE

Hören Sie die Kolumne, gelesen auf Deutsch vom Autor selbst, unter www.are.admin.ch/forumraumentwicklung



DIE ZAHL

Der Künstler Heinrich Gartentor installierte vom
21. August bis zum 17. September 2019 auf dem
Münsterhof in Zürich eine Magerwiese, bestehend
aus

4160

Wiesenkistchen
www.gartentor.ch



Savoir poser des limites pour atteindre le bonheur



Rudolf Menzi
chef de la communication à l'Office
fédéral du développement territorial
rudolf.menzi@are.admin.ch

Le titre de ce cahier semble paradoxal : L'aménagement du territoire – heureusement ? Ne devrions-nous pas interpréter ce titre autrement : est-ce une chance ou une malchance, pour la question du bonheur, de disposer d'une discipline telle que l'aménagement du territoire ?

Ce titre provocateur vise surtout un objectif : montrer que l'aménagement du territoire n'est en aucun cas de l'art pour l'art, bien au contraire. Organiser harmonieusement notre territoire, coordonner soigneusement l'urbanisation avec les transports et distinguer les territoires constructibles des terres non constructibles, tous ces efforts visent à offrir à notre population la qualité de vie la plus élevée possible, et à assurer celle-ci pour les générations futures. Bien sûr, nous savons que les intérêts des uns peuvent perturber le bien-être des autres. Par exemple, celui qui prend toujours sa voiture, même pendant ses loisirs, fâchera celui qui souhaite se reposer ou admirer la nature intacte ; celui qui veut absolument sa villa, la plus grande possible, inquiétera l'agriculteur soucieux de conserver ses terres arables. Pour être durable, le développement territorial devrait harmoniser les aspects sociaux et économiques de notre espace avec ses fonctions écologiques et culturelles. Les façons dont nous utilisons notre territoire – par exemple, le degré d'industrialisation de notre agriculture, les aménagements de nos infrastructures et le développement de l'urbanisation vers l'intérieur – ont une influence considérable sur le bonheur des gens.

Mais l'aménagement du territoire n'assure pas automatiquement ce bonheur. Il peut tout au plus créer les conditions qui contribueront au bien-être du plus grand nombre possible de personnes. Je souhaite plein succès – et aussi pas mal de chance – à toutes celles et à tous ceux qui portent la responsabilité de gérer notre cadre de vie.

PS: « L'aménagement du territoire – heureusement ? » : tel est le titre d'un événement qui aura lieu à la Swissbau de Bâle (du 14 au 18 janvier 2020). Divers auteurs de la présente édition nous montreront dans le cadre du Swissbau-Focus (le 15 janvier à 14h15) divers aspects de cette thématique. Vous êtes cordialement invité-e à cet événement gratuit !

(traduction)

L'aménagement du territoire peut-il apporter le bonheur ?

Laëtitia Camille Béziane

laetitia.beziane@are.admin.ch

Un vieil adage affirme que l'argent ne fait pas le bonheur. L'aménagement du territoire pourrait-il y contribuer ? En tant que processus à l'intention du collectif, l'aménagement du territoire peut-il avoir une influence sur le bonheur considéré comme expression d'un ressenti ou d'aspirations individuelles ?

L'aménagement du territoire se définit comme « l'action et la pratique de disposer avec ordre, à travers l'espace d'un pays et dans une vision prospective, les hommes et leurs activités, les équipements et les moyens de communication qu'ils peuvent utiliser, en prenant en compte les contraintes naturelles, humaines et économiques, voire stratégiques ». Le terme d'urbanisme, quant à lui, se réfère plus précisément à l'aménagement des espaces urbains.

Par ailleurs, le mot « bonheur », du latin *bonum augurium*, signifie « bon augure ». Si l'on se réfère à cette étymologie, le bonheur viendrait donc de l'extérieur. Il serait aussi contingent qu'hasardeux puisque l'individu n'aurait pas de prise sur lui. Selon une autre définition, le bonheur serait un état de la conscience pleinement satisfaite, une satisfaction de rang supérieur.

Si la plupart des philosophes européens s'accordent pour dire que l'être humain cherche à atteindre le bonheur et que ce dernier se



différencie aussi bien de la joie que du plaisir ou de la jouissance, qui sont éphémères, ils et elles ne sont pas tous d'accord quant à ce qu'il représente et aux modalités permettant de l'atteindre.

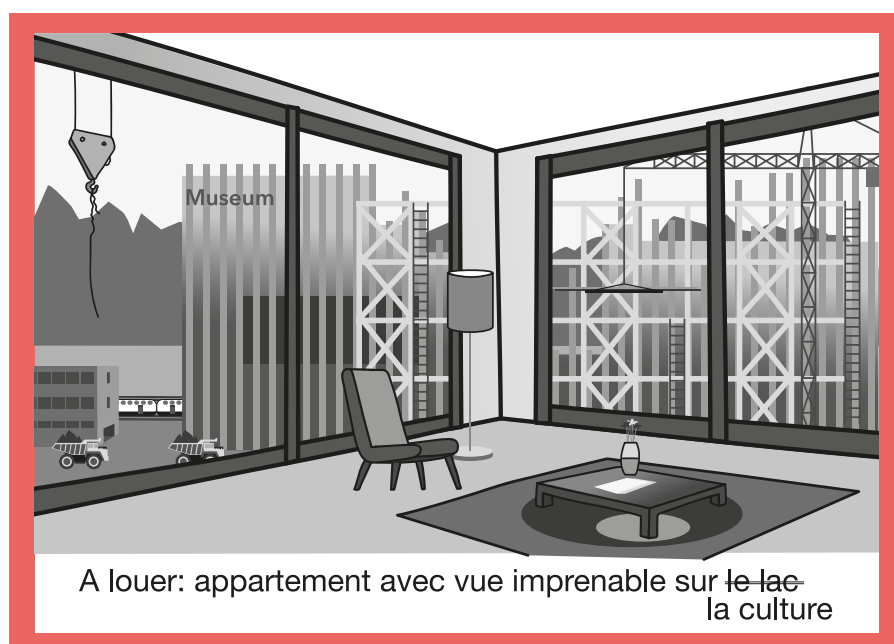
Les stoïciens, les épicuriens et les sceptiques pensent que l'état de bonheur correspond à une absence de trouble de l'âme (ataraxie), tandis que Platon le relie à l'accomplissement de tous les désirs, sans garantir qu'il soit réellement accessible.

D'autres penseurs défendent l'idée d'un bonheur considéré comme le meilleur des biens, qui doit être conforme soit à la raison (Aristote), soit à la morale (Bentham et Mill). Mill parvient à concilier bonheur individuel et collectif en introduisant la notion d'utilitarisme. Pour lui, le but à atteindre est « le plus grand bonheur possible pour le plus grand nombre de personnes possible ». Ainsi, une action individuelle est intrinsèquement utile dans la mesure où elle contribue au bonheur du plus grand nombre.



Kant, quant à lui, pose les limites de la recherche de cet idéal individuel qu'est le bonheur en précisant qu'il est « permis à chacun de chercher le bonheur dans la voie qui lui semble, à lui, être la bonne, pourvu qu'il ne nuise pas à la liberté des autres ».

La notion de bonheur connaît, par ailleurs, un succès relativement récent dans nos sociétés occidentales postindustrielles, individualistes et axées sur la performance qui font de sa quête une priorité, voire une injonction, sans vraiment la questionner.



A louer: appartement avec vue imprenable sur le lac et la culture

Une notion très subjective

Si les êtres humains affirment, pour la plupart, souhaiter être heureux, ils n'ont pas la même définition du bonheur et ne se fixent pas les mêmes critères pour y parvenir. En outre, cette définition est indissociable du contexte : elle n'est pas la même, par exemple, dans une région en proie à la guerre ou dans une région en paix. Sans prendre une image aussi extrême, il peut y avoir des différences de conception selon les sociétés et les situations auxquelles sont confrontés les individus.

Les personnes dont les besoins élémentaires sont couverts et qui disposent de perspectives peuvent s'offrir plus facilement le luxe de s'interroger à ce sujet que celles qui doivent lutter quotidiennement pour joindre les deux bouts. Il peut y avoir également des différences individuelles au sein d'une même société, en fonction de l'âge, du genre, de l'état de santé, de la situation éco-

nomique, de la classe sociale, etc. De plus, un individu peut, au fil du temps, voir sa conception du bonheur évoluer. En résumé, la définition du bonheur est à la fois contextuelle et circonstanciée.

C'est d'ailleurs sur cet aspect que nous reviendrons à propos de l'aménagement du territoire : comment une activité assurée par l'État peut-elle rendre les individus heureux puisqu'il faut satisfaire des désirs différents qui, de surcroît, évoluent au cours du temps ?

Pour Rousseau, le rôle de l'État est de s'occuper du bien du plus grand nombre, voire de la totalité des individus. L'article 1 de la Constitution française de 1793 illustre d'ailleurs de manière littérale la pensée rousseauiste : « Le but de la société est le bonheur commun ».

Si le but affiché est honorable, il est légitime de s'interroger sur les utopies (on peut

penser à l'île d'Utopie imaginée par Thomas More) qui ont pu influencer cette Constitution, de même que sur les intentions politiques qui visent le bonheur de toutes et tous. Le fait d'imposer une vision unique et non partagée de ce qu'est le bonheur peut en effet porter atteinte aux libertés individuelles et, par là même, aller à l'encontre de l'effet recherché.

La Déclaration d'indépendance américaine de 1776 semble proposer une solution pour éviter ces dérives. La recherche du bonheur y est en effet mentionnée comme un droit humain. Ainsi, l'État, s'il ne permet pas directement l'accès au bonheur pour tous, pose les bases d'un bien commun à partir duquel chacune ou chacun peut se lancer à la quête de son propre bonheur. En vertu du principe de

responsabilité préconisé par Hans Jonas, ce cadre doit s'inscrire dans la durée.

Le bonheur des uns fait parfois le malheur des autres

L'aménagement du territoire a vu le jour dans le courant du XIX^e siècle, sous la pression grandissante de l'urbanisation liée à la révolution industrielle. De même que l'urbanisme, il a notamment pour objectif de servir le bien commun.

En Suisse plus particulièrement, l'aménagement du territoire est né du constat que la ressource limitée que constituait le sol était en train de se raréfier et que ses multiples utilisations devaient être réglementées et coordonnées.

Au-delà du besoin pragmatique lié à la gestion de la ressource, la recherche d'un équilibre entre les différents besoins de la population (habitat, mobilité, loisirs, repos, etc.) existait déjà lors de l'élaboration de la première mouture de la LAT.

Toujours dans cette perspective, les deux récentes révisions mettent en outre l'accent sur la préservation qualitative des paysages et du bâti et sur la coordination entre les différentes fonctions des espaces.

L'aménagement du territoire peut, dans ce sens, faire l'objet d'une définition plus orientée vers le bien commun en tant que : « politique publique de gestion des ressources territoriales qui a pour mission de créer et maintenir des conditions spatiales favorables à l'épanouissement de la vie sociale, économique et culturelle du pays, des régions, des villes et villages et des quartiers. Il prend en compte les données naturelles et les besoins des générations futures. Il veille à la qualité du milieu bâti et du paysage. Il assure une utilisation judicieuse et mesurée du sol et une occupation rationnelle du territoire ».

Si cette intention de contribuer au bien commun paraît louable qu'en est-il de sa mise en œuvre ? Ce bien commun contribue-t-il véritablement au bonheur des individus ?

Dans le domaine de l'aménagement du territoire comme dans d'autres, le bonheur des uns peut faire le malheur des autres. La construction d'éoliennes, par exemple, a pour origine la volonté d'augmenter la production d'énergie renouvelable pour les générations actuelles et futures, donc pour ce qui peut être considéré comme le bien commun. Leur implantation se heurte cependant à la résistance des potentiels riverains et promeneurs qui considèrent que ces installations, en raison des nuisances générées et des atteintes au paysage, constituent un frein à leur bonheur.



Bien commun n'égale pas forcément bonheur individuel

A fortiori, il est même possible que l'aménagement du territoire ne fasse de loin pas le bonheur de la majorité. On peut penser aux grands ensembles bâtis en France dans les années soixante – que la Suisse a pu reproduire à une autre échelle dans un contexte historique différent –, situés en périphérie des villes-centres sur les lieux réservés, comme le rappelle l'étymologie du mot banlieue, aux personnes mises au ban de la société.

La construction de ces logements collectifs a été guidée par une volonté de bien faire : assainir des bidonvilles et offrir aux immigrés et personnes en situation de grande précarité des logements salubres. Mais le résultat s'est avéré très discutable en termes de maintien des communautés, d'intégration sociale, de mixité, et constitue un triste exemple d'espaces ségrégatifs et excluants.

Cela étant, tous les grands ensembles ne forment pas une unité sociétale homogène et le degré de bien-être des habitantes et habitants peut largement différer d'un grand ensemble à un autre. Le fait qu'un espace vert soit situé à proximité ou qu'il y ait une vie sociale active peut notamment grandement contribuer à l'augmentation de la satisfaction, comme c'est le cas dans le quartier Telli à Aarau.

À contrario, il ne suffit pas de résider dans un quartier favorisé pour être heureuse ou heureux. Les écoquartiers constituent certes des tentatives intéressantes de servir le bien commun mais ils ne peuvent prétendre faire le bien de tous.

À l'inverse, certains aménagements peuvent correspondre à un idéal de bonheur individuel sans pour autant contribuer au bien commun. Les quartiers de villas auxquels



aspirent nombre de familles s'avèrent par exemple discutables du point de vue de la durabilité, car ils sont gourmands en sol et en infrastructures.

Les nouveaux défis de l'aménagement du territoire

Pour conclure, l'aménagement du territoire peut, dans la mesure où il pose un cadre, favoriser le bien commun, mais ne peut contribuer au bonheur de toutes et tous tant les intérêts individuels sont divers voire incompatibles. Sans lui toutefois, le territoire suisse serait encore plus affecté par le mitage et certains paysages encore moins bien préservés.

La recherche du bonheur dans l'aménagement du territoire gagne du terrain. Les actrices et acteurs de la discipline prennent davantage en compte la satisfaction des personnes touchées, qui sont en outre plus impliquées lors de l'élaboration des projets. Les baromètres et indicateurs mesurant la qualité de vie et les initiatives visant à rendre les citoyens plus heureux se multiplient, à

l'exemple de ce qui est entrepris à Copenhague dans le but d'améliorer la santé des habitants ou à Zoug pour favoriser la satisfaction des citoyens.

La notion de bonheur évolue avec le temps, l'aménagement du territoire aussi. Accorder une importance fondamentale aux aspirations ainsi qu'à la satisfaction des usagers et usagers, inclure davantage les personnes concernées lors de l'élaboration de projets tout en continuant de garantir une bonne qualité de vie aux générations futures, tels semblent être les défis qu'aura à relever l'aménagement du territoire au cours des prochaines décennies.

➤ **Thierry Paquot:**

L'urbanisme comme bien commun, *Esprit*, n° 288, octobre 2002, pp. 75–84

➤ **Michel Matthey, Martin Schuler:**

Aménager le territoire, Presses polytechniques et universitaires romandes, coll. Le savoir suisse, 2017

➤ **Enjoy life Copenhageners**, Health Policy 2015–2025, City of Copenhagen, 2015

➤ <https://tinyurl.com/valuing-urban-spaces>



LAËTICIA CAMILLE BÉZIANE, *1982, a étudié l'aménagement du territoire et la philosophie aux Universités de Bordeaux et Berlin. Elle a travaillé au niveau régional et cantonal à Bâle et à Fribourg avant d'être engagée par l'Office fédéral des transports. Depuis 2013, elle est coordinatrice des projets de transports terrestres et cheffe de projet pour le plan sectoriel des transports à l'ARE.

« La villa : l'illusion classique du bien-être. »

Interview: Pieter Poldervaart
Photos: Martin Bichsel



La période la plus détestée de la journée est le trajet pour se rendre au travail. Pourtant, ce trajet ne cesse de se rallonger car nous cherchons, pour la plupart d'entre nous, à habiter dans une villa de rêve. Mathias Binswanger, professeur à la Haute école spécialisée (HES) du nord-ouest de la Suisse, plaide pour que nous analysions de manière plus rationnelle nos vœux en matière de logement, et que nous sachions apprécier davantage ces petits moments de bonheur, qui contribuent à notre bien-être.

Monsieur Binswanger, nous vivons dans le pays le plus riche du monde. Sommes-nous donc un peuple heureux ?

Le bonheur n'est pas constant ; la vie humaine est plutôt marquée par des moments heureux et des moments moins heureux. Notre lot à tous, c'est d'aspirer à une satisfaction aussi élevée que possible dans notre vie. Les chercheurs ont constaté que le bonheur comprend deux composantes : la première, c'est une satisfaction de fond quant à la vie que nous menons. Dans les enquêtes sur la satisfaction, nous répondons par les expressions comme « très content », « moyennement content » ou « un peu content ».

Cette appréciation ne se modifie guère au fil du temps. La deuxième composante, c'est le bien-être émotionnel immédiat : j'ai faim, donc je me sens malheureux ; je mange, donc je me sens de nouveau mieux ; dix minutes plus tard, je suis coincé dans un embouteillage, donc je suis de nouveau malheureux. C'est un éternel va-et-vient – mais cette composante est importante et contribue au sentiment de bonheur. L'idéal serait donc d'être satisfait en général de la vie que nous menons, et, en même temps, de vivre de nombreux moments de bonheur.

La prospérité de la Suisse rend-elle les gens plus heureux qu'ailleurs ?

Oui, la Suisse occupe une excellente place dans le World Happiness Report (mesure du bonheur). Néanmoins, les enquêtes doivent être interprétées avec une certaine prudence. Cela peut se prouver de manière concrète : de retour en Suisse après un assez long séjour à l'étranger, vous pouvez observer que les gens d'ici sont rarement joyeux et rayonnants.

Comment expliquez-vous cette différence entre les réponses aux enquêtes et la réalité du vécu ?

De façon générale, les personnes interrogées sur leur bonheur donnent des réponses plus positives que la réalité. Ce que l'on appelle le *social desirability bias* (le biais de la désirabilité sociale) consiste à déformer la réalité pour correspondre à la norme sociale. Ce phénomène est particulièrement répandu en Suisse où « nous avons tout pour être heureux ». Si l'on analyse séparément les régions linguistiques, on observe d'ailleurs que les Suisses alémaniques sont plus heureux que les Romands ou les Tessinois.

Mais dans ces régions, l'esprit méditerranéen, plus décontracté, ne devrait-il pas être plus présent ?

Il se manifeste, mais différemment de ce qu'on attendrait. En Italie ou en France, il est usuel de se plaindre de tout. C'est pourquoi l'Italie est très mal classée en matière de bonheur, alors que les pays scandinaves sont à la pointe.

Cela ne serait-il pas dû au fait que l'économie fonctionne mieux au nord de l'Europe que dans le Sud ?

Dans les situations de pauvreté crasse, le porte-monnaie est certainement le critère

« Si les besoins fondamentaux sont couverts, le sentiment de bonheur ne s'accroît guère avec une élévation du revenu. »

Mathias Binswanger

décisif. Mais si les besoins fondamentaux sont couverts, le sentiment de bonheur ne s'accroît guère avec une élévation du revenu. Pourtant, on observe dans les faits que les personnes riches sont plus heureuses que les pauvres. Ces deux affirmations semblent contradictoires ; or les gens pensent de façon relative et non pas absolue. Nous nous comparons toujours à nos voisins. Si nous nous trouvons en bas de l'échelle sociale, nous sommes peu remarqués et nous ne pourrions jamais nous mesurer à ceux qui sont mieux lotis. Cela renforce notre sentiment d'être malheureux même si, en réalité, nos propres besoins économiques sont couverts.

L'augmentation générale du bien-être dans un pays n'apporterait-elle donc que peu de satisfaction au plan individuel ?

Du point de vue du sentiment de bonheur personnel, cela revient à un jeu à somme nulle. Si l'écart des fortunes ne se comble pas, on se sentira sur le même échelon de l'échelle sociale, même si l'on dispose de davantage d'argent. Défavorisé avant, défavorisé toujours ; ce sentiment subjectif demeure – et donc également l'insatisfaction. La plus grande prospérité générale n'y change rien.

«La villa est souvent
une erreur du point de
vue de la mobilité.»

Mathias Binswanger

***Des sociétés entières ne sont-elles pas
devenues plus heureuses au cours du
temps ?***

De telles enquêtes n'existent en Europe que depuis une vingtaine d'années. Dans ce court laps de temps, les réponses sur le bonheur personnel sont relativement constantes. Au contraire, les États-Unis disposent de données statistiques plus anciennes, qui remontent aux années 1950. Ces enquêtes confirment que le sentiment de bonheur est resté inchangé malgré une énorme croissance du bien-être. Cette stabilité de bonheur se constate dans tous les pays « aisés ».

***Lequel de ces deux facteurs devrait-on
actionner pour améliorer notre propre
bonheur ?***

Ces deux composantes sont étroitement liées : ne jamais vivre de petits moments de bonheur nous fait détester notre vie en général. Et inversement, celui ou celle qui est satisfait-e de sa vie en général saura mieux reconnaître et apprécier ces petits moments de bonheur. Nous sommes nous-mêmes les créateurs de tels moments : en nous levant, nous pouvons nous réjouir du lever de soleil



ou d'une tasse de café. Les moments de grand bonheur, par exemple une découverte géniale ou une déclaration d'amour, sont par contre rares. Il vaut mieux ne pas tabler sur de tels événements car ils ne se commandent pas.

***Devrait-on s'adapter aux circonstances
selon l'adage «Puisqu'on ne peut chan-
ger la direction du vent, il faut apprendre
à orienter les voiles» (James Dean) ?***

Cela n'a en effet aucun sens de vouloir changer son environnement et sa nature. Il faut vivre avec ce que l'on a. Le fait est que les jeunes et les personnes âgées sont plus heureuses que les quarantenaires ou cinquantenaires. Les personnes de cette génération

sont condamnées au succès ; la société attend d'elles qu'elles réussissent et qu'elles s'imposent face aux concurrents. Cette pression s'atténue avec l'âge. On sait ce que l'on a atteint et l'on est conscient que l'on ne pourra pas accomplir de miracle. On tente au contraire de tirer le meilleur parti de ce qu'on a.

***Le sentiment de bonheur est-il lié à la for-
tune, surtout au milieu de sa vie ?***

Toute personne qui connaît des difficultés matérielles ne peut pas être heureuse. Dès que les besoins fondamentaux sont couverts, le bonheur est possible – sauf si l'on se compare à d'autres, ce qui peut réveiller de l'insatisfaction. Cet esprit de concurrence

n'est pas un phénomène naturel ; il est fortement conditionné par notre culture. Nos modèles sont ceux «qui ont réussi», qui sont devenus riches ou qui occupent une position hiérarchique élevée. En toute objectivité, de tels buts sociaux sont hors d'atteinte pour une grande partie de la population. Les systèmes hiérarchisés ne tolèrent que de rares têtes au sommet. Cela crée beaucoup d'insatisfaction chez les personnes qui veulent à tout prix atteindre ces sommets. À cela s'ajoute le sentiment largement répandu selon lequel les échecs sont imputables à soi-même et non pas aux circonstances extérieures. « Si je suis nul, comment puis-je être heureux ? »

Si nous quantifions notre bonheur en nous mesurant aux autres, comment une communauté, une société peut-elle «grandir en bonheur» ?

Le bonheur est individuel. En même temps, il ne peut se développer que si nous vivons dans une communauté. Cela peut paraître contradictoire, mais l'être humain est un animal grégaire. S'engager dans une vie sociale active permet de construire son bonheur.

Le choix de son partenaire et de son métier jouerait-il donc un rôle important pour le bonheur individuel ?

Certainement, car nous passons énormément de temps avec notre partenaire et nos collègues de travail. Les personnes heureuses ont presque toujours un métier qui les intéresse et qui les motive au plus haut point. Des éléments tels que l'autodétermination sont très importants même si certains préfèrent se laisser dicter ce qu'ils ont à faire...

On passe beaucoup de temps entre ses quatre murs. La villa à la campagne reste-t-elle l'objectif principal du Suisse moyen ?

Oui, effectivement. La villa est l'illusion classique du bien-être matériel. Elle était très tendance dans les années 1960 et 1970. Nombreux ont été ceux qui ont pu réaliser ce rêve, qui perdure aujourd'hui. Cependant, les personnes qui déménagent à la campagne sont malheureusement souvent déçues au bout de quelques années.

Où est le problème ?

Aujourd'hui encore, la maison à la campagne est perçue comme l'idéal pour une famille avec enfants. Mais les enfants «quittent le nid» relativement rapidement, et le couple se retrouve seul – avec de trop nombreuses chambres vides. Ensuite, il y a souvent un di-



MATHIAS BINSWANGER, *1962, est professeur d'économie politique à la Haute école spécialisée du nord-ouest de la Suisse à Olten, et privat-docent à l'Université de Saint-Gall. Ses sujets de recherche sont liés à la macroéconomie, à la théorie des marchés financiers, à l'économie de l'environnement ainsi qu'aux relations entre le bonheur et le revenu. Il est l'auteur de *Die Treitmühlen des Glücks* (2006) (l'engrenage du bonheur) et de *Sinnlose Wettbewerbe* (2010) (la concurrence n'a pas de sens). Il a fait paraître en 2019 : *Der Wachstumszwang: Warum die Volkswirtschaft immer weiterwachsen muss, selbst wenn wir genug haben* (la course à la croissance : pourquoi l'économie doit continuer à croître, même si nous sommes repus).



« Nous devons revoir entièrement l'organisation de nos structures de travail, avoir le courage d'innover pour les diversifier et mieux les adapter à nos contraintes sociales. »

Mathias Binswanger

étalon pourrait-on le mesurer, ce bonheur ?

Cela fluctue au cours du temps ; il y a des époques où la PPE était le must. Mais la villa reste LE standard. La nouvelle illusion est que notre bonheur dépend de la surface de notre logement ! Certes, nous avons besoin de liberté de mouvement dans notre logis. Cependant, d'énormes pièces sont absurdes. Si l'on analyse comment les personnes passent leur week-end, on s'aperçoit qu'elles choisissent en général un ou deux coins préférés, et qu'elles n'utilisent guère les nombreuses chambres de leur grand logement.

Pourquoi prenons-nous de telles décisions contraires au bon sens ?

Avant de décider où nous voulons emménager, nous ne réfléchissons souvent pas à ce qui nous importe vraiment. Un grand nombre de besoins – tels que vivre tranquille, être entouré de verdure, habiter proche de son lieu de travail ou nourrir des relations sociales – sont variables d'une personne à l'autre. Mais le critère « ma villa » reste le must, sans penser aux défauts de cette option. Nombreux sont ceux qui veulent vivre tranquilles, mais leur maison au « diable vauvert » ne leur facilitera pas une vie sociale riche.

force et une seule personne demeure dans cette grande maison – ce qui n'est pas une forme optimale de logement. Avec l'âge, l'entretien du jardin devient une charge et la piscine sert de mare à grenouilles (et plus de signe distinctif de richesse pour les fiers propriétaires). Et ce n'est pas le seul point noir : la villa est souvent une erreur du point de vue de la mobilité.

Pourquoi ?

Les villas sont souvent situées en périphérie des villes : le trajet pour se rendre au travail

est donc plus long. Des études montrent que les pendulaires détestent ce moment de la journée. Or, ces déplacements ne cessent de se rallonger. En général, la satisfaction des propriétaires n'augmente pas lorsqu'ils emménagent dans leur propre maison ; certes, ils disposent de plus d'argent puisqu'ils ont pu se payer cette maison, mais cette forme de logement ne les rend pas plus heureux. Cela se remarque dans les résultats d'enquêtes, lorsqu'on escamote le critère de la propriété.

Pourtant, la maison individuelle reste l'incarnation du bonheur. Avec quel autre

La population suisse s'accroît tandis que le mitage du territoire devrait être freiné, notamment par le développement vers l'intérieur. Cette équation a-t-elle une solution à long terme ?

C'est une question de mesure. Nous devons absolument éviter des ghettos surdensifiés. Il est important de préserver de grands espaces verts en guise de compensation. Et les pouvoirs publics ne peuvent pas laisser le marché se réguler tout seul ; les autorités doivent veiller à ce que la population puisse se loger dans des appartements bien conçus. Sinon, seule une partie de la société pourra s'offrir un logement dans un environnement de qualité.

Comment l'aménagement du territoire peut-il contribuer au bonheur du plus grand nombre ?

Prenons les noyaux des villes : l'affaiblissement des commerces traditionnels en raison des portails d'achat en ligne conduit à une désertification des centres-villes. L'aménagement du territoire doit donc relever le défi de réanimer les centres-villes. L'une des possibilités est de libéraliser les heures d'ouverture. Des villes internationales comme Paris ou New York ont eu du flair en autorisant les achats vingt-quatre heures sur vingt-quatre. Certes, cette option peut entraver les besoins de repos de la population. Mais une répartition adéquate des zones destinées à telle ou telle utilisation pourrait toutefois désamorcer ce problème.

Les autorités cherchent aujourd'hui à réduire les trajets pendulaires si mal aimés en rajoutant des voies aux autoroutes pour fluidifier les bouchons ou en densifiant les horaires des transports publics. Est-ce à votre avis la méthode adéquate ?

C'est un travail de Sisyphe : dès que le trafic est plus rapide ou plus fluide, les gens

s'éloignent encore plus de leur lieu de travail. Ils trouvent un logement à la campagne ou se paient encore la villa de leur rêve plus loin dans la nature. Les communes qui, grâce aux investissements dans les infrastructures de transport, sont mieux reliées aux villes commencent à équiper des terrains et à vendre des parcelles. Or, plus la circulation est rapide, plus le temps passé à aller au travail s'allonge.

Comment pourrait-on raccourcir cette période détestée dans le quotidien des gens ?

Nous devons révolutionner nos modes de travail. Pour la plupart d'entre nous, nous allons travailler dans les centres-villes ; nous arrivons tous à peu près en même temps au travail et quittons le bureau ensemble, le soir. En forçant le trait, nous sommes payés pour notre présence au bureau et non pas pour le travail accompli. Le timbrage est un anachronisme, un résidu de l'époque de l'industrialisation, lorsqu'il fallait contraindre les ouvriers à être présents à heure fixe sur un lieu de travail donné.

Il faudrait donc flexibiliser le temps de travail ?

Certainement, et cela sur les plans géographique et temporel. Il est important d'assouplir les standards – cela augmenterait certainement la qualité de vie. Par ailleurs, des formes de travail, telles que le travail à la maison, le coworking ou l'échelonnement du temps de travail, pourraient freiner le mitage du territoire et l'agrandissement des infrastructures de transport.

La numérisation va révolutionner les transports – est-ce un avantage ?

Avec la conduite autonome, la différence entre transports publics et privés va disparaître. Si nous ne sommes plus obligés de

conduire nous-mêmes notre voiture et si nous pouvons travailler par exemple durant notre trajet pendulaire, ces trajets deviendront intéressants et nous pourrions supporter facilement des temps de déplacement plus longs, ce qui nous permettra d'habiter encore plus loin. Cette tendance est surtout favorisée par le fait que la mobilité ne coûte pas cher.

Le trafic de loisirs augmente également. Des moyens de transport plus efficaces ont-ils à cet égard un sens ?

J'en doute. Selon l'hypothèse de l'invariabilité du temps de transport, le temps consacré à la mobilité reste à peu près constant. Plus le transport est rapide, plus on voyage loin et souvent. Cette évolution n'apporte aucun avantage à la société, mais elle consomme toujours plus de paysage.

Comment le développement territorial pourrait-il renverser la vapeur ?

L'aménagement du territoire se réfère beaucoup trop à l'architecture. Or, son but devrait être de placer la satisfaction de la population au centre de ses préoccupations. Quelles formes d'urbanisation et de transport contribuent-elles au véritable bonheur ? Lesquelles ne sont qu'illusions ? Naturellement, il faut des décisions relatives aux investissements : par exemple pour ou contre l'extension d'une route nationale ou d'une ligne ferroviaire. Mais nous devons revoir entièrement l'organisation de nos structures de travail, avoir le courage d'innover pour les diversifier et mieux les adapter à nos contraintes sociales. Peut-être qu'ensuite, nous ne courrons plus autant après le bonheur illusoire d'habiter dans une villa.

— (traduction)



LA VIDEO DE CET ENTRETIEN

Entretien avec Binswanger, professeur d'économie politique à la Haute école du nord-ouest de la Suisse à Olten.

Pour voir l'entretien en version vidéo
www.are.admin.ch/forumdudeveloppementterritorial

Peut-on offrir du bonheur aux gens ? – Oui, en soignant une culture du bâti

Oliver Martin

oliver.martin@bak.admin.ch



En 2011, l'Assemblée générale des Nations Unies a placé le bonheur et le bien-être de l'humanité au centre de ses objectifs politiques. Les valeurs clés d'une vie heureuse englobent la liberté, la santé, la sécurité économique, mais aussi une vie sociale et culturelle riche dans un environnement de qualité où il fait bon vivre. Par sa politique actuelle dans le domaine de la culture du bâti, la Confédération s'engage à promouvoir un tel environnement.

La qualité de notre cadre de vie construit influence notre psyché, c'est un fait. Les lieux où nous vivons, travaillons ou habitons ont un effet sur notre état d'esprit, ainsi que sur notre impression de bonheur et notre bien-être. Mieux nous nous sentons, plus facilement nous acceptons la cohabitation et la vie communautaire. Des espaces conçus pour favoriser le bien-être et la santé contribuent à l'émergence d'une société inclusive et résiliente. La cohésion sociale s'en trouve renforcée.

Comblen en priorité des besoins véritables

Pour toutes ces raisons, la Confédération veut soutenir une culture du bâti de haut niveau. Que faut-il entendre par là? Cette forme de culture comporte de nombreuses facettes: elle imprègne l'ensemble du cadre de vie façonné par les êtres humains. Elle couvre à la fois les paysages ouverts, le milieu bâti, les zones non construites ainsi que les espaces interstitiels. Notre culture du bâti est reflétée dans les bâtiments (monuments historiques ou immeubles contemporains), les infrastructures et l'espace public. Elle comprend aussi toutes les activités de planification et de réalisation à toutes les échelles: détails architecturaux réalisés par des artisans ou planification du territoire, ou encore fouilles archéologiques.



Le concept de culture du bâti s'applique au cadre de vie considéré comme un tout – avec toutes ses facettes –, lequel influence notre qualité de vie et par conséquent notre bien-être. Pour que cette influence soit bénéfique, la culture du bâti doit être de haut niveau: concevoir intelligemment les bâtiments, les infrastructures, les espaces publics et l'aménagement des paysages, mais aussi préserver les monuments historiques et entreprendre des fouilles archéologiques, sans oublier de valoriser les constructions contemporaines. Les priorités doivent s'inverser: d'abord considérer les êtres humains et leurs besoins, et ensuite seulement promouvoir les intérêts économiques à court terme.

Densifier nécessite du doigté

Dans de nombreux domaines, notamment dans la construction, des normes techniques définissent aujourd'hui la qualité par le respect de critères quantifiables. Ces normes sont toutefois trop simplistes; un cadre de vie formaté selon des exigences strictement fonctionnelles – techniques, écologiques et économiques – ne remplit pas forcément les besoins culturels de la population sur les plans de l'esthétique, des relations sociales et du confort psychologique. Il est donc grand temps, face à la pléthore d'exigence techniques et à l'accumulation de besoins économiques, de se recentrer sur la qualité architecturale et l'esthétique.

En ces temps de mitage du paysage et de banalisation croissante de l'environnement construit, une culture du bâti de qualité offrirait des solutions porteuses d'avenir : constructions durables dans les deux sens du terme, ainsi que densification urbaine acceptée et soutenue par les milieux concernés. La neutralité carbone, le recours aux énergies renouvelables et surtout le principe de suffisance sont des défis futurs qui relèvent aussi de la culture du bâti.

Nous devons enfin réussir à surmonter les fausses contradictions entre valeurs cultu-

relles et efficacité technique. Une culture du bâti de haut niveau implique de construire en respectant l'environnement. Si nous voulons assurer le bonheur de toutes et tous dans un contexte de cohabitation toujours plus dense, nous devons impérativement miser sur une qualité élevée lors des aménagements et des transformations de notre environnement construit.

Construire devient plus exigeant

Si nous voulons des villes et villages vivants et charmants, qui répondent aux exigences

de la société et préservent leurs spécificités et leur histoire, il faut revoir la conception des projets. Pour obtenir un soutien dans la population et accroître la qualité du bâti, tous les corps de métier concernés doivent collaborer : des artisans aux aménagistes, en passant par les architectes. De tels projets ne naissent qu'au terme de discussions intenses, d'une large réflexion et d'une confrontation avec l'existant. Ces discussions doivent être menées à la fois par des spécialistes et par des profanes. Certes, tout le monde n'est pas bâtisseur-né ou juge de la qualité d'une planification ou d'un projet ;



La culture du bâti est polyvalente : on en trouve la manifestation dans tous les lieux investis par l'homme. Elle débute avec le paysage ouvert et englobe aussi bien les espaces construits et non construits que les zones intermédiaires. Par ailleurs, les témoignages de notre culture du bâti ne se limitent pas au parc immobilier (monuments et bâtiments contemporains), mais incluent toutes les infrastructures et les espaces publics.

nous pouvons néanmoins formuler nos besoins et contribuer ainsi à créer un environnement favorisant notre joie de vivre.

La culture du bâti nous concerne tous à deux titres: d'une part, nous pouvons influencer sur notre environnement, d'autre part, nous sommes aussi influencés par lui. C'est donc pour cette raison que l'aménagement qualitatif de notre cadre de vie ne doit pas être l'apanage du seul propriétaire ou de l'investisseur. Ces aménagements relèvent de notre responsabilité commune, dont nous devons prendre conscience pour nous mobiliser. La construction et l'aménagement du territoire n'en deviennent que plus exigeants, mais nous devrions nous en préoccuper tous sérieusement. Il est fini le temps où l'on pouvait construire à tort et à travers des bâtiments sans âme.

Intégrer la population en la formant sur le plan culturel

La Confédération endosse une partie de cette responsabilité en s'engageant à différents niveaux pour une culture du bâti exigeante. Ainsi, la Déclaration de Davos, lancée à l'initiative de la Suisse en 2018, donne une définition complète de la culture du bâti au niveau politique international. Cette déclaration montre comment concrétiser politiquement et stratégiquement une culture du bâti de qualité au niveau européen. Elle rappelle que la construction est en soi un acte culturel et qu'elle contribue à la culture en créant des espaces d'expression.

Dans le message Culture des années 2021 à 2024 ainsi que dans la stratégie Culture du bâti élaborée par quinze offices fédéraux travaillant sous l'égide de l'Office fédéral de la culture, deux instruments importants sont mis en évidence afin de créer, également au niveau national, les conditions générales d'une culture du bâti exigeante. Cette stratégie met l'accent sur les gens pour leur



assurer une qualité de vie élevée. Elle formule sept objectifs stratégiques par lesquels la Confédération exprime sa vision. Ainsi, chaque projet de planification et de construction devrait remplir des exigences de qualité appropriées. Cela implique, d'une part, d'intégrer la société civile aux discussions et, d'autre part, de sensibiliser les spécialistes aux aspects culturels de leur profession. Les bases normatives doivent être réorientées pour tenir compte des critères de qualité; par ailleurs, la culture du bâti doit devenir un thème de recherche à part entière. La Confédération assume à cet égard une fonction exemplaire; elle encourage le réseautage et la collaboration. Les offices fédéraux concernés vont mettre en œuvre ce programme au travers de 41 mesures exécutées soit par un office seul, soit en étroite collaboration entre les différents offices.

En novembre 2019, la conférence internationale *Getting the measure of Baukultur*, or-

ganisée à Genève par l'Office fédéral de la culture en collaboration avec l'Union internationale des architectes (UIA), le Conseil international des monuments et des sites (ICOMOS) et la Société suisse des ingénieurs et des architectes (SIA), a suscité des discussions sur ces thèmes. La Confédération souhaite elle-même encourager des débats à ce sujet et lancer un mouvement de soutien à la culture du bâti. Son objectif, à terme, est que la Suisse mette à disposition de sa population des quartiers, villes ou villages où il fait bon vivre.

— (traduction)

- Déclaration de Davos
<https://www.davosdeclaration2018.ch/fr/>
- Message Culture 2021 – 2024 :
<https://tinyurl.com/le-message>
- Stratégie Culture du bâti :
<https://tinyurl.com/culture-du-bati>



OLIVER MARTIN, *1970, est le chef de la section Patrimoine culturel et monuments historiques de l'Office fédéral de la culture (OFC). Il s'efforce de promouvoir au niveau national et international une culture du bâti de qualité.

Les agglomérations : défis croissants pour un potentiel croissant

Ariane Widmer
ariane.widmer@ge.ch



Presque trois quarts des Suisses (73%) vivent aujourd'hui dans des agglomérations, souvent dans leur ceinture pourtant si mal aimée. Or ces zones sont en forte mutation et pourraient offrir un modèle de la façon dont la Suisse prépare sa résilience face aux changements climatiques et fait face aux exigences croissantes en matière de qualité de vie.

Tout habitant d'une ville apprécie de se déplacer à pied, d'avoir accès aux biens de première nécessité dans son quartier, de rencontrer facilement amis et connaissances, de prendre le tram ou le bus toutes les sept minutes et de bénéficier d'une riche palette de services culturels à proximité immédiate de son logement. Mais seule la moitié de la population urbaine vit dans le centre-ville ; l'autre moitié occupe la ceinture des agglomérations. Or, c'est précisément là que, si

l'on s'en tient aux préjugés, la voiture envahirait tout, les PME seraient bruyantes, les espaces verts portions congrues et les transports publics désespérants.

Les villages passent à l'âge adulte

En raison de leur petite taille, les communes d'agglomération se sont longtemps trouvées à la traîne sur le plan urbanistique. Ces anciens villages et petites localités ont été ab-

sorbés par la ville de gré ou de force, mais ont longtemps conservé leurs structures administratives d'origine, avec une administration trop rudimentaire pour gérer leur important développement territorial, leurs transports, leur urbanisation et l'implantation de leurs industries.

Cette évolution était flagrante dans l'Ouest lausannois. Au début des années 2000, le canton de Vaud a actionné le frein d'urgence et décrété un moratoire de planification dans huit communes de la ceinture d'agglomération de Lausanne. L'entité Schéma directeur de l'ouest lausannois (renommée ultérieurement en Stratégie de développement de l'Ouest lausannois (SDOL) a tenté de compenser les déficits des planifications communales en instaurant une collaboration intercommunale et une meilleure coordination.

Mon agglo, je l'aime

L'entité de collaboration SDOL s'est imposée suite au dépassement toujours plus fréquent des valeurs limites de bruit et de pollution atmosphérique. C'est donc une question d'environnement qui a incité le canton à s'occuper plus attentivement de l'urbanisme et de l'aménagement du territoire. À l'aide de ce moratoire, il a trouvé un moyen de faire s'asseoir à une table les communes pour les faire dialoguer. Elles avaient déjà des habitudes de planifications conjointes pour le secteur scolaire ou les sapeurs-pompiers par exemple, qu'elles mettaient en œuvre ensemble.

Mais dans le domaine de l'aménagement du territoire et de l'urbanisme, les communes avaient jusqu'alors fait cavalier seul. Le nouveau SDOL visait à encourager la collaboration en matière de planification sur les plans politique et technique, et à leur faire prendre leurs responsabilités. La nouvelle identité de la région devint plus claire : les plans et la maquette positionnaient l'Ouest lausannois

au centre et montraient qu'il formait un tout. La capitale n'occupait plus, comme d'habitude, le devant de la scène. Cette nouvelle prise de conscience aida les communes à mettre au placard leur ancien costume villageois.

Une agglomération forte se distingue par son réseau de transports publics, ses itinéraires cyclistes et piétonniers, ses rues et places, véritables espaces publics, ses friches industrielles réhabilitées et ses espaces verts accueillants. Une agglomération peut faire la même chose qu'une ville, qui planifie son

évolution depuis longtemps avec un certain succès. Jusqu'à peu, les habitants des agglomérations n'avaient pas ressenti le besoin de se montrer citoyens actifs, car leur territoire était encore assez vaste. Et ceux qui étaient fatigués de la mauvaise qualité de vie urbaine pouvaient déménager à la campagne.

Mais la nouvelle loi sur l'aménagement du territoire a changé la donne ; désormais, il s'agit de privilégier le développement vers l'intérieur, avec des exigences de qualité élevées. En effet, comme en pleine ville, les



agglomérations ne doivent pas se densifier au détriment de leur qualité de vie. Au contraire, elles peuvent se saisir de cette opportunité comme d'un atout pour retrouver de nouvelles qualités. Elles doivent le faire avec doigté, en impliquant la population et en prévoyant suffisamment de temps pour faire émerger les bonnes solutions.

Pour fédérer les forces dans ces territoires, il est bon de formuler une vision commune, qui ne concerne pas chaque commune pour elle-même, mais considère la ceinture d'agglomération comme un tout. Au moment de la planification directrice et d'affectation, les autorités vérifieront que les projets sont bien conformes aux critères de la vision :

- ↑ Améliore-t-on la qualité de vie ?
- ↑ Les transports publics et la mobilité douce sont-ils favorisés au détriment de la voiture ?
- ↑ Crée-t-on suffisamment d'espaces verts ou autres places pour améliorer le bien-être des habitants et dissuader les gens de fuir la ville pendant le week-end ?
- ↑ Des mesures pour inciter les gens à renoncer à la voiture pour leurs loisirs sont-elles prises ?

Appliquer ces critères est en effet le seul moyen de transformer une agglomération en espace agréable à vivre. Dans les quartiers densément habités, les villes ont su limiter le nombre de voitures pour tranquilliser leurs quartiers. Si les villes l'ont fait, les communes de ceinture peuvent le faire aussi.

Un espace d'expérimentation pour la Suisse de demain

Toute personne heureuse de son logement s'identifie volontiers à son lieu de résidence. Rendre une ville, un quartier agréable ne signifie pas faire table rase du passé. Au contraire, les anciens bâtiments industriels



marquent un village ou un quartier depuis des décennies, voire plus d'un siècle. Il arrive encore fréquemment que les enfants et les petits-enfants des ouvriers qui ont gagné leur vie dans ces usines, aujourd'hui aban-

données, n'aient pas quitté le quartier. De nombreux exemples montrent que toutes sortes de solutions innovantes sont imaginables pour gérer les friches et les territoires victimes d'une urbanisation chaotique. Il faut



se souvenir aussi qu'une agglomération dispose de ses propres centres traditionnels et plus récents. Il est important d'entretenir ces lieux de rencontre, de les renforcer et de renforcer leur identité.

Les problèmes de trafic et de changements climatiques qui se manifestent dans les agglomérations touchent la Suisse tout entière. Les agglomérations sont souvent considérées comme des cancrs du développement

territorial; elles pourraient dorénavant se montrer des modèles et des précurseurs. En effet, ce tissu urbain lâche, où habite une grande part de la population suisse, dispose d'une situation exceptionnelle: surfaces non construites étendues, ensembles de bâtiments hétérogènes avec un important potentiel de densification et de renouvellement urbain. Les «agglos», comme on les appelle souvent avec condescendance, ont l'étoffe de véritables laboratoires pour la Suisse de demain. Elles offrent suffisamment d'espace pour intéresser les esprits pionniers.

Cependant, une telle évolution ne va pas de soi. Elle doit être soutenue: par des incitations, une coordination structurée et de l'engagement. Cet encouragement peut émaner de la Confédération, par exemple dans le cadre des projets d'agglomération. Le canton peut également se montrer actif, comme dans le cas de l'Ouest lausannois, en incitant les communes à planifier à deux, trois ou quatre, et non pas seules. La surveillance du canton est également nécessaire pour que les plans ne restent pas lettre morte, et que les projets ne dorment pas dans les tiroirs.

Un autre enjeu réside dans la mise en œuvre des projets. Ici aussi, les processus sont plus efficaces et les résultats de plus grande qualité si les communes collaborent. Il n'est pas toujours nécessaire de fusionner. Dans l'Ouest lausannois, les communes n'envisagent pas de franchir ce pas pour l'instant. De bons résultats ont été obtenus par la collaboration intercommunale.

Alors que pour les villes la marge de manœuvre pour la densification s'est resserée, les agglomérations disposent encore de belles potentialités. Il importe de les valoriser en les mettant au service de la population, qui sera fière, à l'avenir, d'habiter et de travailler dans «son» aggro.



ARIANE WIDMER PHAM, *1959, est architecte et urbaniste. De 2003 à 2019, elle a dirigé le Bureau de la Stratégie de développement de l'Ouest lausannois (SDOL). Depuis l'été 2019, elle est la directrice de la planification cantonale de Genève.

Des quartiers vivants rendent la vie plus belle

Julia Imfeld

julia.imfeld@staedteverband.ch

Qu'est-ce qui rend les gens heureux ? L'environnement construit a sans doute une influence sur leur bonheur ; mais quel environnement ? Les habitudes et les préférences sont tellement diversifiées ! Une chose est sûre toutefois : des quartiers vivants contribuent au bonheur des gens.

Autrefois, on croyait que « l'air de la ville vous rend libre ! ». Aujourd'hui, on dirait plutôt : « La ville rend heureux ! » C'est précisément ce qu'affirme l'écrivain canadien Charles Montgomery dans son livre *Happy City. Transforming our lives through urban design* (transformer nos vies urbaines grâce au design). Pour lui, les villes rendent les gens, certes plus riches, mais aussi en meilleure santé et surtout plus heureux. Il attribue cette situation au fait que les villes permettent, mais aussi encouragent, les relations et les interactions entre les personnes.

Un rayonnement au-delà du quartier

Notamment dans les villes densément construites, les gens se déplacent à pied ou en transports publics ; ils ont donc de nombreuses occasions de se croiser puisque les logements, les lieux de travail, les centres culturels ou de loisirs et les restaurants sont tout proches les uns des autres. Cette proximité contribue à leur bonheur. Aristote écrivait déjà que le bonheur réside dans les étroites relations entre les personnes participant actifs à la vie sociale. La concep-

tion d'une ville est donc déterminante pour le bonheur des gens qui y vivent ou s'y déplacent.

Lorsqu'ils planifient un nouveau quartier, l'aménagiste et les autorités devraient dorénavant tenir compte de cet aspect. Les aménagements extérieurs, notamment, méritent plus d'attention, même s'il est vrai que l'animation de nouveaux quartiers est parfois difficile et frustrante.

Mais comment se présente la situation dans des lieux déjà construits ? Dans ces cas, les spécialistes du développement urbain s'attendent à rencontrer des situations initiales très variables. Dans les quartiers socialement défavorisés notamment, où la proportion de chômeurs ou d'immigrés est plus élevée qu'ailleurs, la réhabilitation a pris du retard. En 2007, le programme fédéral : « Projets urbains – intégration sociale dans les zones d'habitation » a insufflé une dyna-





mique positive dans 22 quartiers, et a amélioré la qualité de vie de leurs habitants. Des mesures très diverses ont été prises, allant de la construction d'un centre de rencontre de quartier à la simple installation de bancs dans les espaces publics. Les effets positifs de ces mesures ne se sont pas limités au seul quartier concerné, mais ont suscité un élan dans les quartiers voisins et dans l'ensemble de la ville.



Encourager le dialogue social

Les enseignements pratiques tirés des huit années de ce programme seront compilés, développés et rendus accessibles à un large public à travers le Réseau Quartiers Vivants. L'Union des villes suisses (UVS) dirige ce réseau sur mandat des Offices fédéraux du développement territorial (ARE) et du logement (OFL). Les résultats obtenus lors de ces « Projets urbains » sont extrêmement importants pour les villes qui souhaitent réussir leur densification, notamment celles confrontées à une croissance démographique importante. Les nouvelles constructions devront se développer à l'intérieur du milieu bâti, ce qui exigera une planification

minutieuse ainsi qu'une réalisation en concertation avec la population.

Si nous souhaitons rendre nos populations urbaines plus heureuses, nous devons nous efforcer d'améliorer leur qualité de vie. Les mesures à envisager sont, par exemple, la promotion du dialogue social, mais aussi les investissements dans les parcs publics, les pistes cyclables ou les transports publics – densifier est un réel défi ! Cependant, comme Charles Montgomery l'a déjà décrit, une ville dense et vivante offre la plus grande source de qualité de vie et de bonheur. Une planification urbaine minutieuse la rend possible.

— (traduction)

➔ <https://lebendige-quartiere.ch/fr/bienvenue>



JULIA IMFELD, *1988, a étudié les sciences politiques. Elle travaille depuis 2016 en tant que cheffe de projet à l'Union des villes suisses et dirige le Réseau Quartiers Vivants. Ce réseau s'est développé avec la collaboration de la Confédération pour devenir une plateforme nationale dans le domaine du développement de quartier.

Du bonheur des enfants de jouer en plein air

Marco Hüttenmoser
info@kindundumwelt.ch

On observe que les enfants se développent mieux s'ils vivent près de parcs ou de jardins bien accessibles. Dans les quartiers densifiés, les enfants rencontrent plus facilement des camarades de jeu. Les places de jeux bien équipées des quartiers contribuent aussi à la cohésion sociale et facilitent l'intégration entre milieux sociaux différents; elles freinent l'envie de sortir « dans la nature » pour s'amuser, ce qui nécessite souvent un déplacement en voiture.

Où les enfants trouvent-ils leur bonheur? Certes, une bonne relation avec la mère, le père et les autres personnes de référence est le début d'une vie heureuse. Mais dès que les enfants marchent, ils souhaitent courir en plein air et découvrir leur environnement. Ils ont un grand besoin de mouvement et font preuve d'une grande curiosité. Ce n'est pas une bonne idée de les retenir et de vouloir les garder « dans ses jupes ». Au contraire, la personne de référence serait bien avisée d'accompagner l'enfant en plein air et de lui montrer son environnement pour qu'il puisse s'y mouvoir le plus tôt possible de manière autonome et jouer seul avec d'autres enfants.

Des espaces libres à proximité de chez soi

Si les environs du logement ne sont pas adaptés aux enfants, cela peut avoir des conséquences lourdes sur leur quotidien



et leur développement, comme l'ont montré des recherches pédagogiques récentes. Cela peut entraîner un manque d'exercice ou du surpoids, et un risque ultérieur de souffrir de diverses maladies graves. Par ailleurs, les ophtalmologues attirent depuis quelque temps l'attention sur le manque d'exercice et de distractions en plein air, qui peut provoquer de graves myopies ; ils suggèrent que les enfants passent chaque jour au moins deux heures en plein air. Ce sont des conditions que les crèches, les jardins d'enfants et les autres structures existantes ne peuvent que difficilement remplir.

Les chercheurs ont observé que la possibilité de jouer en plein air diminue sensiblement l'exposition aux écrans d'ordinateurs ou de jeux vidéo. De plus, jouer seul en plein air avec d'autres enfants encourage le vivre-ensemble et augmente leur capacité à régler seuls des conflits. Enfin, les petits enfants peuvent faire leurs propres expériences au contact de la nature et de l'environnement. Qui n'a pas connu le bonheur de voir ses enfants retourner des cailloux ou courir après un chat ou un pigeon ? Les balançoires et les infrastructures que la publicité propose pour le bonheur supposé des enfants sont souvent superflues.

Aujourd'hui, toutefois, les parents ont de la peine à laisser partir leur enfant. L'espace des enfants s'arrête là où commence l'espace public ou semi-public. Le défi des aménagistes, des architectes, des autorités et des propriétaires d'immeubles est d'offrir aux jeunes familles des espaces adaptés aux enfants au pied des immeubles.

Aujourd'hui, les espaces accessibles aux jeunes enfants n'existent qu'à la porte du logement ou dans des rues de quartier transformées en zones de rencontre. Accompagner les enfants à la place de jeux publique ou dans un centre sportif sollicite souvent les parents comme chauffeurs. Les derniers

résultats du microrecensement montrent en effet que c'est le plus souvent en voiture que l'enfant se rend au sport ou à la danse.

L'aménagement du territoire oublie le « dernier kilomètre »

Ce n'est pas le manque de place, le problème. De nombreux lotissements anciens et nouveaux offrent en principe suffisamment d'espace pour les enfants. De plus, un grand nombre de rues de quartier pourraient être transformées sans problèmes en zones de rencontre. Force est toutefois de constater que, lors de la planification des lotissements, les maîtres d'ouvrage et les architectes se soucient rarement de savoir si les jeunes enfants peuvent atteindre les espaces extérieurs de manière autonome, ce qui est pourtant une question primordiale.

Le législateur, quant à lui, s'est contenté de prévoir la grandeur des places de jeux des grands ensembles. Les enfants peuvent-ils

réellement les atteindre de manière autonome ? Nul ne s'y intéresse. Très souvent encore, même aujourd'hui, le chemin vers la place de jeux est barré par une route ou par la rampe d'accès au garage souterrain. L'absence de « portes de jardin » fait que les enfants doivent longer des routes plus ou moins fréquentées pour se rendre à leur place de jeux. Les portes des immeubles sont souvent lourdes et fermées à clé, et on ne donne pas de clé à de jeunes enfants.

Les aménagistes et les architectes ont oublié ou omis le « dernier kilomètre ». On planifie et encourage la mise en réseau des chemins pédestres ou des pistes cyclables – qui sont d'actualité – afin de relier les villes et les quartiers entre eux. Ces projets sont certes judicieux, mais comment les enfants pourront-ils apprendre à utiliser ces cheminements ? Les enfants ne savent souvent pas circuler à vélo ou trottinette, comme le montrent régulièrement les tests de capacité effectués à l'école primaire. Or circuler en



Jungsstrasse à Bâle : même dans les quartiers d'immeubles anciens, il est possible de créer des places de jeux pour les jeunes enfants.

toute sécurité sur des roues, cela s'apprend dès le plus jeune âge dans l'environnement immédiat du logement. De même, être capable de traverser une route, cela s'apprend, comme jouer au ballon. Les enfants apprennent à se concentrer sur un objet volant, à maintenir leur équilibre et à s'arrêter net si nécessaire. L'environnement proche du logement est donc le terrain d'exercice idéal pour se préparer à « coloniser » le vaste monde.

La société aussi en profite

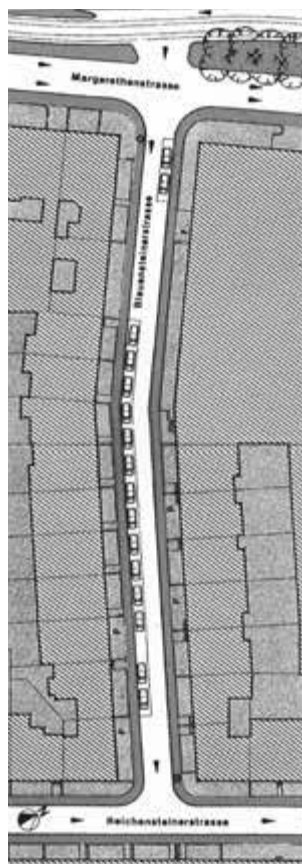
Il est particulièrement important aujourd'hui d'encourager des aménagements extérieurs adaptés aux enfants, surtout dans des opérations de densification. Dans les quartiers de villas dotées chacune de son jardin, les enfants sont isolés. Il n'y a souvent pas de frères et sœurs et les camarades potentiels se trouvent de l'autre côté d'une route passante. Les jardins privés sont en outre peu appropriés à des jeux tels que faire du vélo ou jouer au football.

En revanche, dans des quartiers densifiés, les enfants peuvent plus facilement constituer des équipes de jeux à proximité immédiate de leur logement. Les exemples de densification actuels ne remplissent malheureusement que trop rarement les conditions favorables à la vie enfantine.

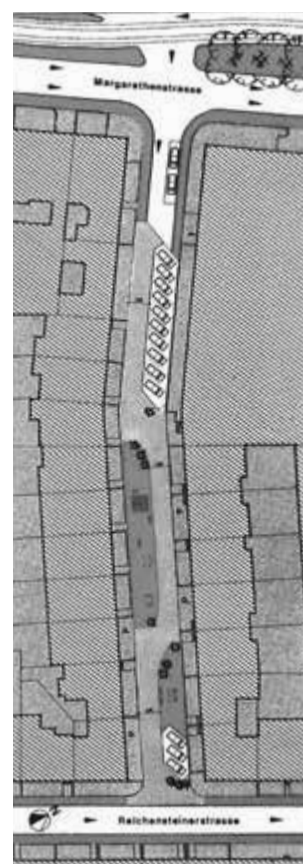
Les environnements extérieurs adaptés aux enfants sont aussi bénéfiques pour les adultes. Des recherches ont montré que, dans les quartiers adaptés aux enfants, les adultes peuvent plus facilement faire connaissance avec leurs voisins, parlent davantage ensemble et entreprennent souvent quelque chose en commun. Et les jeunes familles s'entraident pour la garde des enfants.

Certes, les jeux d'enfants en plein air peuvent aussi conduire à des conflits de voi-

AVANT



APRÈS



BLAUENSTEINERSTRASSE EXEMPLE DE NOUVEAU TYPE DE RUE RÉSIDENTIELLE

Plans de situation

- zones destinées aux piétons
- zones destinées aux piétons et aux véhicules
- zones destinées aux véhicules

Dans la Blauensteinerstrasse de Bâle, on est parvenu, grâce à un stationnement en épi, à délimiter une place de jeu assez étendue et bien sécurisée au milieu de la rue.

nage. Mais si ces conflits se résolvent à l'amiable, il se crée souvent une cohésion sociale qui constitue le fondement d'une société agréable à vivre, capable d'intégrer les différences culturelles et sociales.

Par ailleurs, nous avons constaté qu'un tel voisinage peut réduire les activités qui nuisent au climat – pas par renonciation, mais par un gain de qualité de vie. Les familles avec enfants de cinq ans pouvant jouer seuls avec d'autres enfants réduisent de moitié leurs trajets en voiture du week-

end par rapport à d'autres familles dont les enfants n'ont pas eu cette possibilité. Tout montre que des quartiers conçus pour les enfants, avec des places de jeux à proximité du logement, sont la condition d'un monde plus agréable à vivre et moins nuisible au climat.

— (traduction)

➔ www.kindundumwelt.ch



MARCO HÜTTENMOSER, *1942, dirige le centre de recherche et de documentation L'enfant et l'environnement de Muri. Ce spécialiste en sciences sociales a travaillé à l'Institut Marie-Meierhofer pour l'enfance et s'intéresse depuis plus de quarante ans aux questions de l'enfant dans le trafic et de l'enfant dans son environnement.

Bonheur et satisfaction de la vie (comparaison)

Depuis 2012, le réseau du développement durable des Nations Unies publie un rapport annuel sur le bonheur dans le monde. En 2019, 156 pays ont été comparés. Les pays sont classés par ordre, avec effet cumulé, mais un classement est également établi pour d'autres facteurs tels que la corruption ou la générosité.

↗ Source: World happiness report
<https://worldhappiness.report/ed/2019/>

ÉTATS-UNIS

RANKING	
Rang :	19
Support social	37
Liberté	62
Corruption	42
Générosité	12
Espérance de vie	39

SUISSE

RANKING	
Rang :	6
Support social	13
Liberté	11
Corruption	7
Générosité	16
Espérance de vie	4

CHINE

RANKING	
Rang :	93
Support social	108
Liberté	31
Corruption	N.A.
Générosité	133
Espérance de vie	34

MADA-GASCAR

RANKING	
Rang :	143
Support social	128
Liberté	146
Corruption	116
Générosité	136
Espérance de vie	111

JAPON

RANKING	
Rang :	58
Support social	50
Liberté	64
Corruption	39
Générosité	92
Espérance de vie	2

BHOUTAN

RANKING	
Rang :	95
Support social	68
Liberté	59
Corruption	25
Générosité	13
Espérance de vie	104

JAPON

RANKING	
Rang :	68
Support social	40
Liberté	107
Corruption	127
Générosité	101
Espérance de vie	89

RUSSIE

FINLANDE

RANKING	
Rang :	1
Support social	2
Liberté	5
Corruption	4
Générosité	47
Espérance de vie	27

Le royaume du bonheur

Pieter Poldervaart

poldervaart@kohlenberg.ch

En Suisse, on connaît surtout le royaume du Bhoutan pour son engagement en faveur du « bonheur national brut ». En mai 2019, une délégation nationale de responsables de l'aménagement du territoire du Bhoutan a visité la Suisse; elle cherchait des idées pour élaborer un concept de développement territorial au Bhoutan. Lors d'une rencontre entre spécialistes des deux pays, ces aménagistes bhoutanais ont décelé des similitudes entre les deux pays; ils ont aussi rappelé que la possession de la terre est un critère majeur pour la population du royaume du Bhoutan.

« Si le gouvernement ne peut pas favoriser le bonheur de son peuple, son existence ne se justifie pas. » Cette affirmation assez carrée n'est pas un slogan révolutionnaire, mais est contenue dans le code juridique de 1729, sorte de condensé de la Constitution médiévale du Bhoutan. Étonnamment, cette citation n'est pas simplement considérée comme une anecdote historique, mais est à la base de la politique actuelle, explique Dasho Pema Chewang, secrétaire de la Commission nationale de l'aménagement du territoire: « Dans les années 1970, le père du roi actuel décréta que le bonheur national brut primait sur le produit national brut. Et cette règle est appliquée aujourd'hui encore. »

Invités en Suisse par l'Office fédéral du développement territorial, Pema Chewang et cinq autres fonctionnaires ont visité la Suisse au mois de mai. Le but de cette rencontre était de glaner des suggestions pour un concept de développement territorial harmonisé et intersec-



toriel (*National Land Use Zoning*) que le Bhoutan avait décidé d'élaborer en 2016.

L'eau est déterminante

Pourquoi ces spécialistes du Bhoutan viennent-ils justement en Suisse ? Pour deux raisons au moins : des contacts ont été noués entre ce royaume isolé et la Suisse déjà dans les années 1950 ; d'abord personnels, ces contacts sont devenus diplomatiques. Par ailleurs, ce royaume de l'Himalaya comporte de nombreuses similitudes géographiques avec notre république alpine. Les deux pays ont à peu près la même superficie et sont marqués par des montagnes élevées avec un écosystème fragile. « Nos gens et vos gens possèdent un caractère analogue, ouvert, modeste et les pieds sur terre », résume Pema Chewang.

Mais les similitudes s'arrêtent là. En effet, de nombreuses vallées suisses se transforment en villes alpines, ce qui serait inconcevable



La délégation de la Commission nationale de l'aménagement du territoire du Bhoutan en visite en Suisse (de gauche à droite) : Pema Thinley, Karma Choden Tshering, Chimi Dem, Dasho Pema Chewang, Gonpo Tenzin, Kencho Wangdi

dans cet État coincé entre la Chine et l'Inde. Dans ces vallées encaissées, on pratique tout au plus de l'agriculture mais très peu d'activités industrielles. «Et nous ne pouvons pas transformer ces vallées en lacs de barrage pour avoir des réservoirs d'eau», souligne Pema Chewang.

C'est dans son approvisionnement en eau que le Bhoutan ressent le plus fortement les changements climatiques. D'une part, l'hydroélectricité représente l'essentiel des exportations. Cependant, avec le dégel des glaciers, cette source de devises risque de disparaître d'ici à trente ou quarante ans. D'autre part, les précipitations annuelles se sont fortement modifiées ces dernières années: la pluie s'est tarie à l'époque des semis, alors qu'au moment des récoltes, en été et en automne, des pluies devenues plus abondantes compliquent les récoltes. Un peu envieuse, la délégation du Bhoutan a pris connaissance des technologies modernes d'irrigation à disposition des agri-

culteurs suisses pour faire face aux variations de précipitations.

Même si les récoltes sont devenues imprévisibles, l'accès à la terre reste une préoccupation majeure au Bhoutan. D'autres sujets suscitent, certes, des discussions intéressantes – comme la santé, l'alimentation ou la formation –, mais la question de la terre touche littéralement le cœur des gens. «Au Bhoutan, posséder la terre signifie posséder le bonheur», explique Pema Chewang. Une façon de justifier l'élaboration d'un concept de développement territorial.

Avec ses 730 000 habitants, le Bhoutan est relativement peu peuplé. Pourtant, sa population croît d'un pour cent par année. Et la construction et l'industrie exercent une pression sur les pâturages et les cultures.

Utilisation équilibrée du temps

Dans la pesée des intérêts relative à l'utilisation d'une surface, le profit n'est pas le facteur le plus déterminant; la priorité est accordée au bonheur national brut, c'est-à-dire au bien-être de la population au sens large. Et une commission spéciale veille à ce que ce critère soit respecté. Elle dispose d'un ensemble d'instruments portant sur neuf domaines, subdivisés en 33 indicateurs et 124 variables. «Chaque sujet politique est examiné au travers d'une grille et ne peut être mis en œuvre que si le nombre minimum de points nécessaires est atteint», explique Gonpo Tenzin, chef de la division Politique et planification.

Parmi les paramètres figurent des catégories traditionnelles comme la santé de la population et la formation. Il est par contre plus compliqué d'apprécier des critères tels que la résilience et la diversité culturelles, la bonne gouvernance, la biodiversité et surtout une *utilisation équilibrée du temps*. Non, nous n'avons pas mal entendu: «Il est important d'utiliser judicieusement le temps pour le tra-



vail, la détente, le sommeil et d'autres besoins», précise Gonpo Tenzin.

La délégation est repartie chez elle avec des suggestions non seulement techniques et conceptuelles, mais aussi avec de nouvelles idées: «En Suisse, le fédéralisme est impressionnant. Chez nous, tout est centralisé et les communes ne disposent que de quelques compétences financières. Chez vous, la Confédération ne donne que des lignes directrices aux cantons. Ces derniers, à leur tour, travaillent en collaboration avec les communes, lesquelles négocient l'utilisation du territoire avec la population, observe Pema Chewang. Chez nous, ce ne serait pas possible en raison du degré encore élevé d'analphabétisme (29%). Une telle confrontation qualifiée sur des questions politiques aussi diversifiées ne deviendra possible que lorsque notre alphabétisme sera voisin de zéro.» Ce paramètre est également étudié par les officiels du contrôle du bonheur.

— (traduction)



PIETER POLDERVAART est un journaliste indépendant de Bâle, rédacteur du *Forum du développement territorial*.



La densification vers l'intérieur: une chance pour la qualité urbaine et le bien-être de la population ?

Magali Zuercher
m.zuercher@urbaplan.ch

Depuis plusieurs années déjà, le bureau urbaplan recherche des solutions équilibrées permettant de concilier densification vers l'intérieur et qualité de vie dans les quartiers. Nous présenterons ici les expériences que nous avons effectuées dans le contexte de la LAT révisée. Nous décrirons également des enseignements tirés de notre pratique récente en lien avec les révisions des plans d'affectation communaux visant à leur mise en conformité avec les objectifs des plans directeurs cantonaux.

La densification n'est pas un thème nouveau et fait débat depuis de nombreuses années. Cependant, l'entrée en vigueur de la LAT révisée en 2014 constitue un changement fondamental pour le développement territorial. La densification vers l'intérieur n'est désormais plus une vaine parole, mais une injonction fédérale s'appuyant sur un arsenal législatif – dimensionnement de la zone à bâtir à quinze ans, taxe sur la plus-value minimale, garantie juridique de la mise à disposition des terrains – qui impose aux collectivités de la mettre en œuvre.

Même si la population a largement soutenu, par vote populaire, la LAT révisée, cela ne l'empêche nullement d'adopter une posture paradoxale et de s'opposer avec véhémence (et parfois avec succès) à de multiples projets de densification.



En Suisse, le tissu bâti possède en général un important potentiel de densification et il est par conséquent possible de se concentrer sur la mise en place de projets essentiellement qualitatifs.

Même si les cantons doivent aujourd'hui fonder leurs stratégies de développement sur des scénarios de croissance démographique, cette posture semble découler du bon sens. Elle est d'ailleurs largement encouragée par les associations professionnelles et a, plus récemment, été confirmée par les tribunaux qui considèrent que le seul critère quantitatif ne saurait se substituer aux autres objectifs de la LAT.

Qu'est-ce que la qualité ?

La question de la qualité est aussi complexe que le débat sur la densité. Nous savons par expérience que le concept de qualité se concrétise dans des critères objectifs – accessibilité, mixité d'usages, mixité sociale, confort climatique, proximité d'équipements collectifs –, eux-mêmes complétés par des critères plus subjectifs.

Chaque individu ou groupe de la société, possède en effet son propre système de valeurs. Il est donc logique qu'il n'ait pas la même perception des espaces et volumes bâtis, du potentiel d'appropriation des espaces extérieurs

ou de la multiplicité d'usages de l'espace public, ni la même appréciation des caractéristiques esthétiques des bâtiments. Dès lors, plutôt que d'évoquer la qualité, il nous paraît plus juste de parler des qualités, puisque celles-ci sont multiples et variées.

La participation de la population apporte une plus grande valeur aux projets

Si la richesse et la diversité de ces critères nourrissent les réflexions des professionnels, la discussion avec la population et les associations, qui est d'ailleurs une exigence légale, nous paraît essentielle. Selon nous, ce type d'interactions, qui peuvent prendre la forme de balades urbaines, de tables-rondes, de débats, etc., apportent une plus grande valeur aux projets. Les exemples in situ se révèlent indispensables pour cerner dans quelle mesure leurs caractéristiques sont appréciées ou au contraire décriées par les personnes concernées.

L'ancrage local permet par ailleurs d'orienter le débat selon les enjeux du territoire en question, et également de prendre conscience du fait que la densification peut prendre de multiples formes urbaines, dont la plupart sont d'ailleurs connues et appréciées de la population.

Même s'il n'existe pas de «manuel des qualités requises pour un quartier», les professionnels peuvent initier le débat en décrivant les attributs d'un tissu bâti et ses caractéristiques en termes d'ambiance (rapport à la rue, qualité des espaces ouverts, traitement des rez-de-chaussée, etc.).

Cette mise en contexte de la densité permet de dépasser la notion quantitative pour se concentrer sur les qualités propres aux différentes formes urbaines.

On peut se demander par exemple quels sont leurs rapports au paysage, à l'environnement proche, à l'espace public, etc. Les qualités constitutives de chaque forme urbaine mettent également en évidence des aspira-

tions résidentielles et des modes de vie différenciés.

Les limites de la démarche participative

Toutefois, il ne faut pas perdre de vue les limites de la démarche participative, en particulier en ce qui concerne sa représentativité (il est difficile de mobiliser certains groupes de personnes). Par ailleurs, sa légitimité peut être remise en question dans les cas où elle oriente de manière trop formelle la prise de décision. La démarche participative n'a effectivement pas vocation à se substituer au débat démocratique, mais joue un rôle fondamental dans son enrichissement.

Cela nous impose dès lors de réfléchir à de nouvelles formes de communication susceptibles de toucher un public plus large : présence sur les réseaux sociaux, collaboration avec les acteurs sociaux présents dans les maisons de quartier, modes de travail inclusifs... Les efforts fournis dans ce sens portent déjà leurs fruits, ce qui est réjouissant.

De plus, des prérequis formels sont indispensables pour tout le monde : les démarches participatives imposent une discipline singulière et, en particulier, une écoute active de la part des professionnels, qui doivent à tout prix éviter de «n'entendre» que ce qui va dans le sens du projet.

Quant aux participants, ils doivent comprendre que certaines contraintes ne sont pas négociables, notamment parce qu'elles découlent du cadre légal, qui ne peut être remis en question, ou parce que certains projets sont des «coups partis».

Définir des règles simples mais pertinentes, un exercice difficile

Parallèlement à cela, il ne faut pas chercher à traduire les qualités urbanistiques de manière exhaustive, mais plutôt à déterminer les dispositions réglementaires minimales susceptibles de concrétiser les qualités à préserver ou à valoriser, tout en reconnaissant le rôle

que peuvent jouer les commissions dans l'évaluation des projets au stade de leur concrétisation.

L'essentiel du développement bâti étant porté par des acteurs privés, il est indispensable de définir ce dispositif en termes simples et efficaces. Un cadre flexible permet de limiter les risques d'arbitraire et de faire en sorte que les projets répondent à l'objectif de développement vers l'intérieur tout en participant à la qualité urbaine.

La définition de dispositions simples est un exercice difficile. La tentation peut être grande de vouloir tout réglementer. Or il est illusoire de chercher à se prémunir contre toute erreur architecturale, ce d'autant plus que des règles trop déterministes peuvent entraîner un appauvrissement architectural.

L'équilibre doit être trouvé entre déterminisme et souplesse. En ce sens, les démarches participatives sont très utiles, car elles permettent de mettre en évidence les caractéristiques majeures d'un quartier qu'il importe de préserver ou de valoriser.

Le travail de l'urbaniste, qui à ce stade ressemble à celui de l'équilibriste, y gagne en cohérence et repose dès lors sur une base plus solide.

L'expérience nous a par ailleurs montré que le fait d'associer le règlement à des outils incitatifs permet d'ouvrir le dialogue avec les partenaires du projet lorsqu'il s'agit de mettre en œuvre des mesures prioritaires d'intérêt public.

La densité n'a rien d'un objectif fixé a priori, mais est le résultat de la définition de critères qualitatifs issus d'une analyse rigoureuse, complétés par des consultations menées dans les quartiers. C'est ainsi que les qualités des quartiers, et par là même le bien-être de leurs habitantes et habitants, seront préservées et valorisées.

—



MAGALI ZUERCHER, *1970, a grandi dans l'Ouest lausannois et a obtenu en 1995 son diplôme d'architecte EPFL. Urbaniste FSU, elle est directrice associée du bureau uraplan, actif en Suisse romande depuis 1966 et qui œuvre maintenant également en Suisse allemande. Son expertise des outils de planification lui permet d'opter pour des solutions innovantes en proposant des concepts urbanistiques et paysagers en cohérence avec le contexte bâti et non bâti existant.

Le bonheur n'est pas toujours dans le pré

Texte : Pieter Poldervaart

poldervaart@kohlenberg.ch

Photos : Martin Bichsel

foto@martinbichsel.ch

L'art d'habiter se mesure à la situation du logement, à sa surface, à la tranquillité du quartier, à la présence de voisins sympathiques, à une plus ou moins belle vue. Une rencontre avec deux familles bâloises illustre la diversité des priorités.

Déménager tous les deux ans, personne ne le souhaite ! Et pourtant Annett Altvater (38 ans) ne semble ne pas être perturbée par une éternelle mise en cartons. Arrivée d'Allemagne en 2004 pour emménager par amour à Bâle, elle a testé presque toutes les formes possibles d'habitat. Au début, elle a partagé une colocation pour 400 francs par mois dans le Petit-Bâle ; elle a ensuite déménagé dans le quartier de Gundeldingen, où elle a occupé avec son partenaire une ancienne maison. « Du point de vue des transports, c'était idéal, mais notre propriétaire nous a congédiés. » Elle a alors trouvé un appartement plus grand avec une belle vue à la Tour Saint-Jacques, près du stade éponyme. « Nous avions une vue jusqu'au Gempenfluh, c'était grandiose », se souvient avec nostalgie Annett Altvater. De même, elle regrette la proximité des jardins de Merian ainsi que la piscine toute proche. Socialement, pourtant, la jeune famille était isolée. Dès qu'elle en a eu la possibilité, elle est retournée dans le quartier du Petit-Bâle. Là, à proximité immédiate des rives du Rhin, de nombreuses familles étaient installées, qui devinrent très rapidement des amis et le restèrent. Avec

l'arrivée d'un deuxième enfant, la famille se mit à la recherche d'un nouveau logis.

Vivre en coopérative, c'est le pied

En 2015, Annett Altvater et son partenaire eurent l'attention attirée par les projets de construction sur la friche d'Erlenmatt, l'ancienne gare de triage de la Deutsche Bahn. « Dès que nous avons versé nos parts sociales à la coopérative pour le secteur d'Erlenflex, nous avons été intégrés à la planification », explique Annett Altvater. On demandait aux coopérateurs de se prononcer sur des aspects matériels et sur l'agencement des couleurs. Ils purent apporter des améliorations dans le plan de leur logement pour réduire de moitié la surface de la salle de bains et récupérer ainsi un coin bureau très utilisé aujourd'hui. Le fleuron de ces logements en béton apparent est incontestablement la fa-



Le nouveau quartier est certes densément construit, mais il dispose



La coopérative d'habitation offre beaucoup de liberté, mais il faut également se mettre d'accord sur certaines questions.



de grands espaces extérieurs.

Caisses à fleurs ou étendoir à linge: celui qui le souhaite peut aménager les extérieurs.

cade de portes-fenêtres coulissantes orientée vers le sud-ouest. Le soir, la famille préfère s'asseoir en U autour de la table. «Tout le monde veut profiter de l'admirable coucher de soleil.» Et comme la piste de décollage de l'aéroport de Bâle-Mulhouse est située à l'ouest de Bâle, la contemplation du soleil couchant réveille parfois une envie de voyages. Durant la belle saison, chacun trouve sa place, le soir, sur le grand balcon orienté également au sud-ouest.

L'appartement de 125 mètres carrés est une invitation à rêver mais favorise également les échanges avec les voisins. La moitié des 18 coopérateurs sont des familles; les échanges sont donc fréquents. «Sept enfants jouent déjà dans la chambre d'enfants» explique Annett Altvater qui décrit les contacts sociaux intenses de ses filles. Toutefois, pour le brunch du dimanche en famille, il suffit de fermer la porte à clé et de débrancher la sonnette. Plus tard vient l'envie de sortir; à dix minutes de là, les enfants peuvent se défouler dans la

nature et Annett Altvater peut y faire son jogging.

Un grill à gaz pour tout le monde

L'Erlenmatt est un quartier en mutation qui compte de nombreuses familles sans être pour autant un ghetto, explique Annett Altvater. (Elle travaille à la promotion économique de Bâle en tant que spécialiste de la communication.) Ici, les coopérateurs cuisinent souvent ensemble et les repas se prennent autour d'une même table. Aujourd'hui, dans la salle commune, de la soupe à la courge est servie et trois grands Hokkaidos attendent d'être savourés. Sur le bord de la table trône un box de dix litres de jus de pomme. «Celui qui veut venir manger peut se décider à l'improviste», explique Annett Altvater, toujours accueillante.

Une grande liberté de conception a été laissée aux habitants pour aménager les extérieurs. La place en gravier devant la porte de-

vait rester libre, mais des boîtes métalliques avec fraises, capucines, tomates-dattes et herbes aromatiques s'y sont invitées. Dix mètres plus loin, on observe une charrette des postes suisses recouverte d'une bâche; il s'agit du four à pizza communautaire qui a été abîmé lors de la fête du week-end dernier, et qui doit être réparé... Autour de l'immeuble, il reste des palissades de planches et des stores, cicatrices du chantier qui disparaissent petit à petit. Les coopérateurs du rez-de-chaussée ont colonisé la large bande de terre en y semant des cosmos, des tournesols, des mauves et des onagres. Et la grande place centrale en gravier est bordée de deux douzaines d'érables qui se colorent en jaune, rouge ou brun en automne.

Il n'y a pas de places de stationnement privées pour les voitures. Ceux qui en ont besoin d'une peuvent aller la louer près de l'immeuble voisin. La famille d'Annett Altvater, elle, se contente de vélos simples ou à as-



Le jardin de fleurs ne comprend plus qu'une infime partie des champs qui faisaient autrefois partie de la ferme.

sistance électrique. De plus, Mobility propose une voiture partagée dans le quartier, tandis que le bus qui va en ville est atteignable en trois minutes de marche. La proximité de la gare est également un avantage lorsque des amis lointains s'annoncent ou que la mère d'Annett Altvater arrive d'Allemagne. (La gare badoise est à sept minutes à pied.) La cave à vélos abrite également un petit atelier ; un grill à gaz y est notamment disponible pour tous les coopérateurs. « Nous utilisons beaucoup d'appareils en commun, dit Annett Altvater ; en plus du tableau noir à l'entrée et de la table commune qui est dressée tous les trois mois, ce sont les contacts informels qui mettent de la vie dans cette maison. »

Habiter chez les pêcheurs et les lavandières

Stephan Robinson, lui, ne profite pas de moments aussi intenses qu'à 'Erlenmatt, ni

de la magnifique vue. « C'est vrai, je regrette la vue que j'avais avant. » Ce physicien nucléaire habitait d'abord dans le quartier de Gundeldingen, au cinquième étage d'une maison Jugendstil. Malheureusement, le charme du bâtiment a été perdu avec la rénovation. Par ailleurs, le jardin familial loué au Bruderholz était un compromis. La femme de Stephan Robinson est biologiste ; elle souhaitait cultiver son propre jardin.

Durant cinq ans, ces parents de deux fils d'âge scolaire ont cherché « quelque chose à soi ». Ils ont déniché une maison à la pointe nord du canton. Dans le quartier de Kleinhüningen, qui constituait une commune autonome jusqu'en 1908, les Robinson ont repris une ancienne maison de quelque 250 ans. « On sent son atmosphère ; elle a une histoire », dit cet homme récemment arrivé du Grand-Zurich. À l'origine, ce devait être de pauvres pêcheurs ou des paysans qui, à proximité immédiate de la frontière avec l'Allemagne et la France, cultivaient derrière leur maison des lopins de terre avec des



Des fleurs, des herbes aromatiques, des arbres et des abeilles sauvages – l'ancienne maison de Kleinhüningen et son jardin sauvage sont un refuge pour la faune et la flore.



L'annexe moderne offre tout le confort, et en été, la famille utilise chaque jour la terrasse sur le toit.

réguliers dans des pays de l'ancienne Union soviétique et en Afrique de l'Ouest, il apprécie la proximité de l'aéroport. Ne possédant pas de voiture, Stephan Robinson, voyage en Europe si possible en train ; il se rend en ville en tram ou à vélo.

En cette fin de matinée, sa maison blottie entre deux autres, avec ses murs plus épais en bas qu'en haut, est déjà privée de soleil car le silo blanc à grains situé à la fin de la rue lui fait de l'ombre. Chez les Robinson, le soleil est un hôte apprécié : la terrasse de 40 mètres carrés sur le toit de l'annexe est utilisée presque chaque jour durant la belle saison, et le berger belge Goethe grimpe et descend sans arrêt les escaliers. Une vigne américaine au feuillage automnal grimpe actuellement sur les planches ; un brasero au repos dans un coin rappelle les tièdes nuits d'été. Une poignée d'étrangers attend nerveusement sur le mirabellier que ces visiteurs encombrants libèrent la place pour pouvoir reprendre possession des grappes mûres.

(traduction)

arbres fruitiers. D'anciens plans permettent de conclure qu'il y avait dans cette maison une lessiveuse en pierre alimentée au feu de bois, où les femmes de paysans lavaient les vêtements des riches familles bâloises – un complément de revenu bienvenu pour les femmes de basse condition du quartier. Aujourd'hui, il ne reste plus des anciens champs qu'une bande étroite de jardins. Le chemin qui va tout droit mène à l'école primaire ; à droite, le chemin du cimetière mène à l'église. Quelques autres maisons témoignent encore de l'ancien village de pêcheurs de Kleinhüningen.

Ensemble pour un quartier agréable à vivre

En 2012, les Robinson ont déménagé et rénové essentiellement l'annexe. Un modéliste y avait habité durant des années, mais il n'y avait ni fondations, ni isolation. L'humidité du Rhin, qui s'écoule vers l'Allemagne à seulement 100 mètres de là, imprégnait les murs. Désormais, les locaux sont stabilisés et isolés.

Le caractère villageois du quartier passe également par un bon voisinage. Depuis quelques années déjà, une fête est organisée dans la rue, le dernier week-end des vacances d'été. Les propriétaires et les locataires sont représentés dans la rue à parité. On s'entraide et on s'allie lorsque des problèmes communs surgissent. Il y a quelques années, les Robinson se sont regroupés avec des voisins et sont allés jusqu'au Tribunal fédéral pour empêcher la réalisation d'un accès à un parking – ils ont du moins obtenu qu'un autre accès soit étudié à moyen terme. A l'heure actuelle, les Robinson et quelques voisins luttent pour que leur ruelle en cul-de-sac peu fréquentée ne soit pas dotée d'une place de rebroussement à son extrémité. « Il faut faire quelque chose pour garder la ville vivante et agréable. »

Après de longues années de collaboration dans une organisation non gouvernementale, Stephan Robinson, 56 ans, est devenu consultant indépendant de l'ONU dans le domaine de la gestion des déchets. Pour ses voyages



PIETER POLDERVAART est un journaliste indépendant de Bâle, rédacteur du *Forum du développement territorial*.



MARTIN BICHSEL est un photographe indépendant de Berne, collaborateur régulier du *Forum du développement territorial*.



LA GALERIE DE PHOTOS DU REPORTAGE

D'autres photos prises à l'occasion de ce reportage sont disponibles sur : www.are.admin.ch/forumdudeveloppementterritorial



LE REPORTAGE EN VIDEO

La version vidéo de ce reportage

↑ Annett Altvater, membre de la coopérative Erlenflex sur le site en développement d'Erlenmatt à Bâle

↑ Stephan Robinson, propriétaire d'une ancienne maison de 250 ans dans le quartier de Kleinhüningen à Bâle

est disponible sur : www.are.admin.ch/forumdudeveloppementterritorial

Un territoire inépuisable



YELMARC ROULET, *1956, a étudié les sciences politiques à l'Université de Lausanne. Journaliste depuis 1979, il a d'abord travaillé pour l'Agence télégraphique suisse (ATS), puis pour le *Nouveau Quotidien* (NQ) et enfin pour *Le Temps* à Berne, Genève, Lausanne, Madrid et Bruxelles. Au journal *Le Temps*, il a dirigé la rubrique Régions avant de devenir, en 2006, chef de la rubrique Suisse.

Je vais vous parler d'un journaliste heureux : moi-même, quand je m'occupais d'aménagement du territoire. Oui, le plus sérieusement du monde, heureux !

Certes, il y a plus prestigieux dans la profession : les courageux correspondants de guerre, qui risquent leur peau sur une lointaine ligne de front ; les éditorialistes redoutés, qui épinglent un conseiller fédéral que personne n'avait encore osé attaquer ; les tenaces chasseurs de scoops, dont les trouvailles secouent la république. Quant à moi, j'ai connu le bonheur en parcourant en toute quiétude et sans souci de gloire le territoire suisse.

Des spécialistes de l'aménagement du territoire, il n'y en a guère au sein des rédactions, et je suis loin de l'être devenu moi-même. Je me flatte pourtant d'avoir, avant et après la votation du 3 mars 2013 sur la nouvelle LAT, traité d'une thématique alors en déshérence. Avoir ainsi « son » sujet et la possibilité de l'explorer à loisir, c'est aujourd'hui un véritable luxe pour un journaliste.

Un jour, à Vernamiège (VS), alors que j'écoutais des propriétaires de chalet exprimer leur colère parce que le droit de bâtir sur leur parcelle était remis en question, je me suis aperçu que c'était la vue plongeante sur Vex et l'entrée du val d'Hérens qui captivait mon regard. J'ai compris alors qu'il fallait prendre de la hauteur pour saisir toute l'ampleur du mitage du territoire. Certes, le paysage suisse est divers, mais avec l'habitude, on s'aperçoit que ces variations tiennent également au fait que les règlements changent d'un canton à l'autre. Si l'on se montre attentif, des maisons construites au sommet des collines signalent que l'on est entré sur les terres fribourgeoises. Dans le canton de Vaud, on évite d'altérer ainsi la silhouette des villages.

À une autre occasion, alors que je me rendais en Argovie, pour rencontrer le fondateur du mouvement Ecopop, j'ai mieux compris la différence de sensibilité que je percevais en traitant d'aménagement du territoire.

Alors que la LAT provoquait de nombreux remous en Suisse romande, suscitant des levées de boucliers de la droite économique, des communes et des fédéralistes, le débat donnait

visiblement lieu à moins de controverses dans les cantons alémaniques. Pourquoi ? La réponse était très simple, il suffisait pour cela d'observer le plateau argovien : les ravages de l'étalement urbain y étaient tellement évidents que la population acceptait plus volontiers les contraintes imposées par la loi, pour sauver son cadre de vie en péril. La Suisse romande, portée par son décolllement économique et démographique encore récent, se montrait plus réticente.

Faut-il durcir la loi pour le bien de la cause ? N'est-il pas trop tard pour le faire ? Le journaliste-citoyen acquis à l'aménagement du territoire ne peut qu'aboutir à ce sombre constat : il ne nous reste plus qu'à sauver ce qui peut l'être encore !

J'ai souvent eu cette impression, en voyant les zones de villas déconnectées des localités, la plaine du Rhône largement livrée aux activités industrielles et commerciales, le trop-plein de la région lémanique inondant l'arrière-pays de sa bouillie, comme disent si bien les Alémaniques dans une expression (Siedlungsbrei) intraduisible en français. La Côte vaudoise du Léman, qui incarnait si bien la douceur de vivre, est enlaidie à jamais par l'habitat distendu et les centres commerciaux implantés au milieu des champs.

À tout cela s'ajoute un soupçon : à défaut d'avoir su préserver l'essentiel, les autorités et les techniciens chargés de notre territoire s'acharnent sur des détails inutiles. Il semble en effet qu'un monstre bureaucratique soit actuellement à l'œuvre : les acteurs de l'aménagement du territoire prétendent appliquer, sans même se rendre sur le terrain, des méthodes automatisées pour calculer les réserves constructibles et décerner les autorisations de croissance démographique.

Pourtant, au-delà des doutes et incertitudes auxquels j'ai été confronté dans ma pratique, je recommanderais sans hésitation à tout journaliste de s'intéresser au passionnant domaine de l'aménagement du territoire. Les batailles autour des thèmes de la propriété, de l'habitat, des activités et des projets de la population restent au centre de l'actualité et constituent une mine de sujets profondément humains à exploiter.

—

LE FICHER AUDIO DE CET ARTICLE

Cette chronique, lue par l'auteur lui-même, est disponible en version audio sur www.are.admin.ch/forumdudeveloppementterritorial





LE MONDE EN CHIFFRES

Du 21 août au 17 septembre 2019, l'artiste Heinrich Gartentor a transformé les pavés du Münsterhof de Zurich en prairie maigre en y déposant

4160

caissettes d'herbe.

www.gartentor.ch



Stabilire regole e consentire soddisfazione



Rudolf Menzi
responsabile Comunicazione dell'Ufficio
federale dello sviluppo territoriale
rudolf.menzi@are.admin.ch

Il titolo della presente pubblicazione, «Pianificazione del territorio – per fortuna?», sembra contraddittorio: sarà mai possibile pianificare la felicità?! Ma in tedesco «Glück», oltre a «felicità», significa anche «fortuna»: dovremmo quindi dedurre che possiamo parlare di fortuna per l'esistenza di una disciplina come la pianificazione del territorio?

La provocazione del titolo è intesa in primo luogo a dimostrare che la pianificazione del territorio non è in alcun modo fine a se stessa. Al contrario, tutti i nostri sforzi per uno sviluppo territoriale ordinato, per il coordinamento di insediamenti e trasporti e per la separazione delle zone edificabili e non edificabili mirano a garantire alla nostra popolazione la migliore qualità di vita possibile, anche per le generazioni future. D'altra parte, siamo consapevoli che gli interessi degli uni trovano il loro limite dove comincia il benessere degli altri. Ad esempio, il desiderio di mobilità sempre crescente, anche nel tempo libero, si scontra con l'esigenza di tranquillità e natura incontaminata. Analogamente, ambire a una casa di proprietà il più grande possibile è in contraddizione con la limitatezza, nel nostro Paese, della risorsa «suolo».

Uno sviluppo territoriale sostenibile significa in particolare conciliare gli aspetti sociali ed economici del territorio con le sue funzioni ecologiche e culturali. Il modo in cui utilizziamo lo spazio a nostra disposizione – ad esempio il grado di industrializzazione della nostra agricoltura, il potenziamento delle infrastrutture o lo sviluppo centripeto degli insediamenti – ha un influsso non indifferente sulla nostra felicità.

Certo, la pianificazione del territorio non porta automaticamente alla felicità. Può però creare i presupposti che contribuiscono al benessere del maggior numero possibile di persone. A tutti coloro che si occupano di spazi sociali auguro di riuscire in tale impresa. Sapendo che, a tal fine, ci vuole anche un bel po' di fortuna.

P.S. «Pianificazione del territorio – per fortuna?» è anche il titolo di un evento che si terrà a Basilea nell'ambito di Swissbau (dal 14 al 18 gennaio 2020). Diversi autori che hanno contribuito a questa edizione di «Forum sviluppo territoriale» interverranno nell'ambito di «Swissbau-Focus» (il 15 gennaio alle ore 14.45). La manifestazione è gratuita, siete tutti cordialmente invitati!

(traduzione)

La pianificazione del territorio può rendere felici?

Laëtitia Camille Béziane
laetitia.beziane@are.admin.ch



Un vecchio adagio recita che i soldi non fanno la felicità. La pianificazione del territorio potrebbe invece in qualche modo contribuire alla felicità? Influisce, in qualità di processo orientato alla comunità, sulla felicità intesa come espressione di sensazioni individuali o speranze personali?

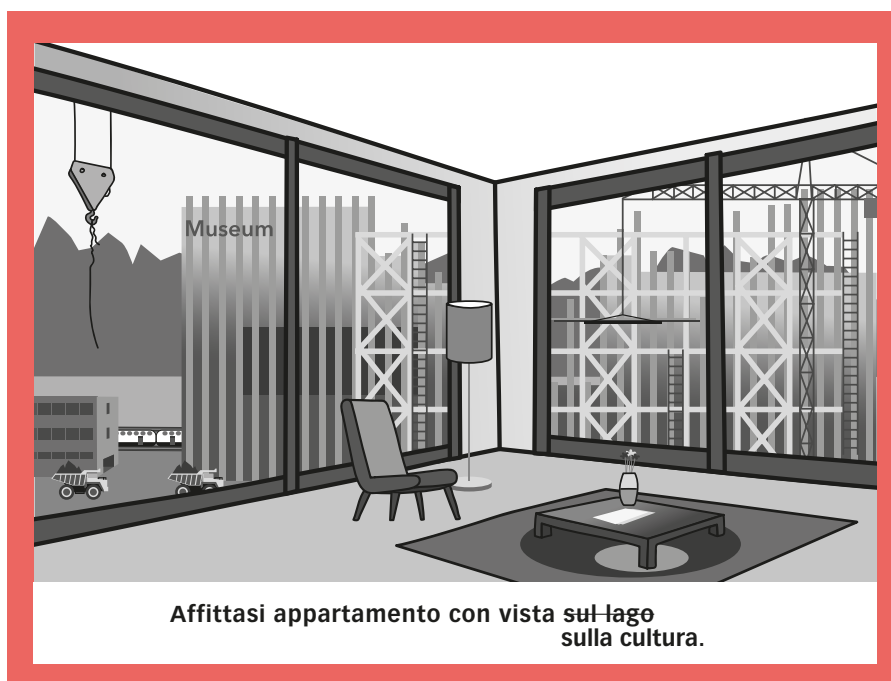
La pianificazione del territorio viene definita come procedura orientata alla pratica con la quale le persone e le loro attività, nonché le installazioni e i mezzi di comunicazione da esse potenzialmente utilizzati, sono oggetto di una sistemazione previdente che tiene conto delle necessità naturali, umane, economiche e strategiche all'interno del territorio di un Paese. Il termine «urbanistica» si riferisce più in particolare alla pianificazione nello spazio urbano.

La parola francese per felicità, *bonheur*, deriva dal latino *bonum augurium*, buon auspicio. Stando a questa etimologia, quindi, la felicità viene dall'esterno. È tanto casuale quanto imprevedibile, perché esula dal controllo dell'individuo. Secondo un'altra definizione, la felicità è lo stato di coscienza corrispondente a una soddisfazione profonda e superiore. La maggior parte dei filosofi europei concordano sul fatto che l'uomo è alla ricerca di una felicità diversa dalla gioia o dal piacere, entrambi effimeri. Ma su cosa la felicità rappresenti e come possa essere raggiunta le opinioni sono divergenti.

Stoici, epicurei e scettici ritengono che lo stato di felicità corrisponda alla pace dell'anima (*atarassia*), mentre Platone lo accomuna alla soddisfazione della totalità dei desideri, pur senza garanzia che questo stato possa essere effettivamente raggiunto. Altri filosofi difendono la concezione della felicità come sommo bene conforme alla ragione (Aristotele) o alla morale (Bentham e Mill).

John Stuart Mill stabilisce un legame tra la felicità individuale e quella collettiva ricorrendo al concetto di utilitarismo. A suo parere, l'obiettivo è raggiungere la felicità massima per il maggior numero possibile di persone. In tal senso le azioni individuali che contribuiscono alla felicità del maggior numero possibile di persone sono intrinsecamente utili.

Kant, invece, stabilisce i limiti della ricerca della felicità individuale come ideale, precisando che «ognuno può ricercare la sua felicità per la via che a lui sembra buona, purché non rechi pregiudizio alla libertà degli altri di tendere allo stesso scopo». Il concetto di felicità, peraltro, nelle nostre società occidentali, postindustriali, individualistiche e meritocratiche è così quotato da relativamente poco tempo. La ricerca della felicità è assurda a priorità, quasi una costrizione, senza essere davvero messa in discussione.



Affittasi appartamento con vista sul lago sulla cultura.



Un concetto molto soggettivo

Quasi tutte le persone asseriscono di voler essere felici, ma non tutte intendono la stessa cosa e non tutte si basano sugli stessi criteri per raggiungere questo stato. In più, la definizione di felicità è inscindibile dal contesto. Ad esempio, felicità non significa la stessa cosa in una regione vessata dalla guerra e in un'altra in cui regna la pace. Anche citando esempi meno estremi, la rappresentazione della felicità cambia in funzione delle società e delle situazioni.

Le persone i cui bisogni primari sono soddisfatti e con buone prospettive possono permettersi il lusso di riflettere su questo tema più serenamente rispetto alle persone che ogni giorno devono lottare per sbarcare il lunario. Anche all'interno di una società possono esservi differenze individuali in funzione dell'età, del sesso, dello stato di salute,

della situazione economica o della classe sociale. Inoltre, l'idea che un individuo ha del significato di felicità può cambiare anche nel corso del tempo. Insomma, la definizione di felicità è influenzata sia dal contesto che dalle circostanze.

Ed è proprio questo aspetto che ci fa tornare alla pianificazione del territorio: come possono le azioni dello Stato rendere felici singole persone se i desideri da soddisfare sono così disparati e in più cambiano nel tempo? Per Rousseau, il ruolo dello Stato consiste nel preoccuparsi del bene della comunità o persino di tutte le persone. L'articolo 1 della costituzione francese del 1793 mette questo pensiero nero su bianco: «Lo scopo della società è la felicità comune». Si tratta di uno scopo lodevole, ma si possono anche mettere in discussione le utopie (si pensi all'isola immaginaria di «Utopia» di Tommaso Moro) che hanno influenzato questa costituzione, così come l'intenzione politica che mira alla felicità di tutti. Presupponendo una visione unica e unanime della felicità, infatti, si possono limitare le libertà individuali, ottenendo quindi di fatto il risultato contrario a quello auspicato.

La dichiarazione d'indipendenza americana del 1776 sembra offrire una via d'uscita da questo dilemma: sancisce la ricerca della felicità come diritto dell'uomo. Anche se lo Stato non consente l'accesso diretto alla felicità a tutti, pone comunque la base per un bene comune, a partire dal quale ognuno può cercare la propria felicità, che secondo il principio di responsabilità proposto da Hans Jonas deve essere innanzitutto duratura.

A volte la felicità di qualcuno è l'infelicità di qualcun altro

La pianificazione del territorio trae origine dalla crescente pressione esercitata dallo sviluppo degli insediamenti nel XIX secolo a





seguito della rivoluzione industriale. Come nel caso dell'urbanistica, l'obiettivo principale consiste nel servire al bene comune. In particolare in Svizzera, la pianificazione del territorio è emersa dalla consapevolezza che le risorse del suolo, già limitate, si riducono sempre più e che le differenti utilizzazioni del suolo devono essere disciplinate

e coordinate. Già nell'elaborazione della prima versione della legge sulla pianificazione del territorio (LPT) è stata determinante, oltre la necessità pragmatica di gestire le risorse, anche la ricerca di un equilibrio tra le diverse esigenze della popolazione come l'alloggio, la mobilità, il tempo libero e le attività ricreative.

Le ultime due revisioni della LPT pongono inoltre l'accento sulla conservazione delle qualità paesaggistiche e degli insediamenti e sul coordinamento delle diverse funzioni territoriali. In tal senso s'impone una definizione di pianificazione del territorio maggiormente orientata al bene comune: si tratta di una politica statale per la gestione delle risorse territoriali il cui mandato consiste nel creare e mantenere condizioni territoriali che promuovano lo sviluppo sociale, economico e culturale del Paese, delle regioni, delle città, dei villaggi e dei quartieri. Inoltre, tiene conto delle peculiarità naturali e delle esigenze delle generazioni future. Infine, prende in considerazione le qualità paesaggistiche e degli insediamenti e garantisce un'utilizzazione funzionale e parsimoniosa del suolo, come pure un popolamento ordinato del territorio. L'intenzione di contribuire al bene comune può forse sembrare lodevole, ma che ne è della sua messa in pratica? Il bene comune contribuisce effettivamente alla felicità del singolo?

Come in altri ambiti, anche nella pianificazione del territorio la felicità di qualcuno può essere l'infelicità di qualcun altro. Ad esempio, all'origine della costruzione dei parchi eolici vi è la volontà di aumentare la produzione di energia rinnovabile a beneficio delle generazioni attuali e future, il che potrebbe essere considerato come bene comune. All'installazione di impianti di questo tipo si oppone però la resistenza da parte di potenziali confinanti e passeggiatori, del parere che le emissioni foniche e il deturpamento del paesaggio comprometterebbero la loro felicità.

Bene comune non significa per forza felicità individuale

Può addirittura essere che la pianificazione del territorio non renda affatto felice la maggioranza. Si pensi agli immensi insediamenti residenziali costruiti in Francia negli anni



Sessanta su aree a ciò deputate ai margini delle città; grandi edificazioni erette anche in Svizzera, ma su una scala diversa e in un contesto storico diverso. Dal punto di vista etimologico è interessante notare che in francese per questi sobborghi è stato utilizzato il termine *banlieue*, dal latino *bannum leucae*, ossia «bando di una lega». La costruzione di questi insediamenti residenziali partiva da una buona intenzione: si intendeva risanare i quartieri poveri e creare alloggi igienici per gli immigrati e le persone che vivevano in condizioni precarie. Il risultato è però altamente discutibile in termini di tutela delle comunità, integrazione sociale e mescolanza sociale: si tratta di un triste esempio di spazi di segregazione ed esclusione.

Non tutti i grandi insediamenti costituiscono un'unità sociale omogenea, e il grado di benessere degli abitanti può presentare notevoli differenze da un luogo all'altro. Uno spazio verde nelle vicinanze o una vita sociale attiva può contribuire grandemente a

una maggiore soddisfazione, come dimostra il caso del quartiere «Telli» ad Aarau. Ma non basta abitare in un quartiere privilegiato per essere felici. Gli ecoquartieri sono senza dubbio tentativi interessanti di servire al bene comune, ma non possono pretendere di rappresentare la soluzione ideale per tutti. Altre pianificazioni, a loro volta, possono corrispondere a un ideale di felicità individuale pur senza contribuire al bene comune. I quartieri di case monofamiliari, ad esempio, che rappresentano l'ideale per molte famiglie, fanno sorgere molti dubbi dal punto di vista della sostenibilità, in quanto necessitano di suolo e infrastrutture in grandi quantità.

Le nuove sfide della pianificazione del territorio

La pianificazione del territorio può fissare un quadro e allo stesso tempo promuovere il bene comune. Quello che non può fare, tuttavia, è contribuire alla felicità di tutti, poi-

ché gli interessi specifici sono molto diversi tra loro, a volte persino contraddittori. Senza la pianificazione del territorio, comunque, la Svizzera sarebbe ancora maggiormente soggetta a dispersione insediativa e alcuni paesaggi sarebbero ancora meno protetti.

La ricerca della felicità nella pianificazione del territorio guadagna terreno. Gli attori di questo settore prendono maggiormente in considerazione la soddisfazione degli abitanti interessati, sempre più spesso coinvolti nell'elaborazione dei progetti. Esistono sempre più indicatori per misurare la qualità di vita e vi sono sempre più iniziative per rendere più felici le persone. Ne sono un esempio le misure a favore della promozione della salute a Copenaghen o di una maggiore soddisfazione della popolazione urbana a Zugo.

Il concetto di «felicità» cambia nel tempo, proprio come la pianificazione del territorio. Le sfide cui quest'ultima dovrà far fronte nei decenni a venire sono di varia natura: dovrà attribuire la necessaria importanza alle aspettative e alla soddisfazione degli utenti, coinvolgere maggiormente la popolazione nello sviluppo di progetti e al contempo garantire una qualità di vita elevata alle generazioni future.

— (traduzione)

➤ Thierry Paquot:

L'urbanisme comme bien commun, Esprit, n. 288, ottobre 2002, pagg. 75-84

➤ Michel Matthey, Martin Schuler:

Aménager le territoire, Presses polytechniques et universitaires romandes, coll. Le savoir suisse, 2017

➤ **Enjoy life Copenhageners**, Health Policy 2015-2025, City of Copenhagen, 2015

➤ <https://tinyurl.com/valuing-urban-spaces>



LAËTICIA CAMILLE BÉZIANE, *1982, ha studiato pianificazione del territorio e filosofia presso le Università di Bordeaux e di Berlino. Ha lavorato a livello cantonale e regionale a Basilea e Friburgo, per poi essere assunta dall'Ufficio federale dei trasporti. Dal 2013, all'ARE è coordinatrice per i progetti relativi ai trasporti terrestri e capoprogetto del Piano settoriale dei trasporti.

Felicità e soddisfazione a confronto

Dal 2012, la rete internazionale di soluzioni per lo sviluppo sostenibile delle Nazioni Unite pubblica il Rapporto mondiale sulla felicità. Nel 2019 sono stati messi a confronto 156 Paesi. Oltre a una classifica generale vengono realizzate anche graduatorie specifiche per determinati fattori, quali la corruzione o la generosità.

Fonte: World Happiness Report
<https://worldhappiness.report/ed/2019/>



POSIZIONE NELLA GRADUATORIA	
Classifica generale	6
Assistenza sociale	13
Libertà	11
Corruzione	7
Generosità	16
Aspettativa di vita	4

POSIZIONE NELLA GRADUATORIA	
Classifica generale	58
Assistenza sociale	50
Libertà	64
Corruzione	39
Generosità	92
Aspettativa di vita	2

GIAPPONE

POSIZIONE NELLA GRADUATORIA	
Classifica generale	68
Assistenza sociale	40
Libertà	107
Corruzione	127
Generosità	101
Aspettativa di vita	89

RUSSIA

POSIZIONE NELLA GRADUATORIA	
Classifica generale	93
Assistenza sociale	108
Libertà	31
Corruzione	N.A.
Generosità	133
Aspettativa di vita	34

CINA

POSIZIONE NELLA GRADUATORIA	
Classifica generale	95
Assistenza sociale	68
Libertà	59
Corruzione	25
Generosità	13
Aspettativa di vita	104

BHUTAN

POSIZIONE NELLA GRADUATORIA	
Classifica generale	19
Assistenza sociale	37
Libertà	62
Corruzione	42
Generosità	12
Aspettativa di vita	39

USA

MADAGASCAR

POSIZIONE NELLA GRADUATORIA	
Classifica generale	143
Assistenza sociale	128
Libertà	146
Corruzione	116
Generosità	136
Aspettativa di vita	111

POSIZIONE NELLA GRADUATORIA	
Classifica generale	1
Assistenza sociale	2
Libertà	5
Corruzione	4
Generosità	47
Aspettativa di vita	27

FINLANDIA

«La casa monofamiliare è la classica illusione di benessere»

Intervista: Pieter Poldervaart
Foto: Martin Bichsel



Il momento meno amato della giornata è il tragitto casa-lavoro. Ma proprio questo momento invece di accorciarsi si allunga, anche perché molti di noi inseguono la presunta felicità di avere una casa monofamiliare. Mathias Binswanger, professore presso la scuola universitaria professionale della Svizzera nordoccidentale, raccomanda un'analisi razionale dei nostri desideri in ambito abitativo e un maggiore apprezzamento dei piccoli momenti di felicità. Ai fini della nostra soddisfazione questi ultimi sono irrinunciabili.

Signor Binswanger, viviamo nel Paese più ricco del mondo. Vuol dire che siamo una popolazione felice?

La felicità non è uno stato permanente. La vita è caratterizzata da momenti più felici e meno felici. Quello a cui possiamo puntare è un'elevata soddisfazione nella vita. Le ricerche attuali in materia di felicità partono dal presupposto che quest'ultima si componga innanzitutto della soddisfazione a lungo termine, ovvero lo stato generico che nei questionari in materia si descrive con risposte quali «molto soddisfatto», «mediamente soddisfatto», «non tanto soddisfatto». Se questa valutazione cambia nel tempo, lo fa molto gradualmente. La seconda componente, il benessere emotivo, può invece evolvere rapidamente: ho fame, sono infelice; mangio qualcosa, mi sento di nuovo meglio. Se dieci minuti dopo sono incolonnato nel traffico, sono di nuovo infelice. È un su e giù continuo, ma anche questa componente è importante e contribuisce alla sensazione di felicità. La situazione ideale è quindi quando si è perlopiù soddisfatti della propria vita e al contempo si vivono molti momenti di felicità.

Il benessere in Svizzera ci rende più felici di altri?

Sì, nel «World Happiness Report» la Svizzera occupa uno dei primi posti. Ma i sondaggi sono sempre da prendere con le pinze e di questo c'è una prova tangibile: tornando in Svizzera dopo un'assenza prolungata all'estero, notiamo che qui difficilmente si incontrano persone allegre e raggianti.

Perché questa discrepanza tra la sensazione di felicità rilevata e quella effettivamente percepita?

In genere le persone che vengono interrogate in merito alla loro felicità danno risposte positive. Questo cosiddetto *social desirability bias* distorce le risposte poiché le persone le adattano in funzione della desiderabilità sociale. Nel nostro Paese questo fenomeno è particolarmente diffuso: «abbiamo tutto, dobbiamo per forza essere soddisfatti». Se si considerano separatamente le regioni linguistiche, risulta che gli abitanti della Svizzera tedesca sono più felici di quelli della Svizzera romanda o italiana.

Eppure in queste regioni dovrebbe prevalere uno stile di vita mediterraneo e rilassato... o no?

Sì, ma le cose non stanno proprio come ci si potrebbe aspettare. In Italia o in Francia predomina piuttosto la mentalità di lamentarsi. È per questo che l'Italia si situa in basso nella classifica internazionale, a differenza della Scandinavia che occupa i primi posti.

Non potrebbe anche essere dovuto al fatto che nell'Europa settentrionale l'economia gira meglio che in quella meridionale?

In caso di povertà estrema, il denaro disponibile è sicuramente un fattore decisivo. Ma una volta soddisfatti i bisogni primari, la soddisfazione nella vita non aumenta praticamente più con l'aumentare del reddito. Però effettivamente si constata che le persone

«Una volta soddisfatti i bisogni primari, la soddisfazione nella vita non aumenta praticamente più con l'aumentare del reddito».

Mathias Binswanger

ricche sono più felici di quelle povere. Queste affermazioni sembrano contraddittorie, ma qui subentra il meccanismo per cui le persone pensano in modo relativo e non assoluto: ci mettiamo sempre a confronto con ciò che ci circonda. Se ci si trova in fondo alla scala sociale, si ha scarso prestigio e non si riesce a tenere il passo con chi è meglio posizionato. Questo rafforza la sensazione di infelicità, a prescindere che i propri bisogni economici siano soddisfatti o meno.

Ciò significa che se il benessere di un Paese aumenta, gli effetti sulla soddisfazione dei singoli individui sono minimi?

Dal punto di vista della felicità individuale, si tratta in effetti di un gioco a somma zero. Se la forbice economica non si chiude, con un benessere generalmente in aumento in termini relativi la posizione sulla scala rimane la stessa, anche se in termini assoluti si ha a disposizione più denaro. Se già prima ci si sentiva svantaggiati, questa sensazione soggettiva perdura, e con essa l'insoddisfazione.

Ma nel corso del tempo intere società sono diventate sempre più felici, no?

In Europa, indagini di questo genere esistono soltanto da una ventina d'anni, e in questo

breve periodo le affermazioni sulla felicità personale sono rimaste relativamente stabili. Negli Stati Uniti i dati a disposizione sono più a lungo termine: vi sono serie temporali che risalgono persino agli anni Cinquanta. I sondaggi confermano che malgrado il marcato aumento del benessere la sensazione di felicità è rimasta invariata. Questa vischiosità per quanto concerne la felicità si riscontra in tutti i Paesi con un certo benessere.

Su quale dei due fattori menzionati occorre fare leva per incrementare la propria felicità?

Le due componenti sono in stretta relazione: se non si vivono piccoli momenti di felicità, nella vita si rimane insoddisfatti. Chi invece è soddisfatto della propria vita in quanto tale, è molto più portato a riconoscere e godersi questi brevi momenti. Di fondamentale importanza sono i piccoli momenti di felicità che possiamo crearci da soli, ad esempio godendoci l'alba o una tazza di caffè. I grandi momenti di felicità come una scoperta rivoluzionaria o una dichiarazione d'amore, invece, sono rari. Su questi ultimi sarebbe meglio non contare, perché non si possono forzare.



MATHIAS BINSWANGER, *1962, è professore di economia politica presso la scuola universitaria di economia della scuola universitaria professionale della Svizzera nordoccidentale a Olten e libero docente presso l'Università di San Gallo. Gli ambiti di ricerca di Binswanger sono focalizzati sulla macroeconomia, sulla teoria dei mercati finanziari, sull'economia ambientale e sulla correlazione tra felicità e reddito. È autore di «Die Treitmühlen des Glücks» (2006) e «Sinnlose Wettbewerbe» (2010). Nel 2019 ha pubblicato «Der Wachstumszwang: Warum die Volkswirtschaft immer weiterwachsen muss, selbst wenn wir genug haben».

Quindi dovremmo adattarci alle circostanze, al motto di «non possiamo cambiare il vento ma possiamo dirigere le vele»?

In effetti non ha senso vivere in disarmonia con il proprio ambiente e la propria natura. Dobbiamo vivere con ciò che abbiamo. Questo è dimostrato anche dal fatto che i più giovani e i più anziani sono più felici di chi si trova nella fascia tra i 40 e i 50 anni. Questa generazione sente una grande pressione di riuscita: la società si aspetta che abbia successo e si affermi nei confronti degli altri. Invecchiando, questa pressione diminuisce; si sa che cosa si è raggiunto e che non si possono più compiere miracoli. Si cerca invece di valorizzare al meglio quello che si ha.

Questo significa che è in particolare a metà del cammino della vita che i soldi sono determinanti per la nostra soddisfazione?

Chi vive in una condizione di disagio materiale non può essere felice. Se i bisogni primari sono soddisfatti, essere felici è possibile, a meno che ci si confronti con gli altri, il che potrebbe di nuovo causare infelicità. Questa competitività non è un fenomeno naturale, ma viene ampiamente promossa dalla nostra cultura. Si ammira chi «ce l'ha fatta», è ricco o ricopre una posizione gerarchica elevata. Per gran parte della popolazione, questi traguardi sono oggettivamente irraggiungibili: i posti al vertice sono pochi. Di conseguenza, molte delle persone che continuano a cercare di raggiungere questi obiettivi rimangono insoddisfatte. Inoltre, è opinione diffusa che gli insuccessi siano dovuti in gran parte a se stessi e non alle circostanze esterne. La frustrazione dovuta alla propria presunta incapacità attutisce ulteriormente la sensazione di felicità.

Se spesso definiamo la felicità sulla base del confronto con le condizioni di vita

«In termini di mobilità,
la casa unifamiliare
è spesso una scelta
sbagliata».

Mathias Binswanger



degli altri, una comunità o una società ha modo di essere felice?

La felicità è sempre individuale. È però vero che può svilupparsi soltanto all'interno di una comunità. Potrebbe sembrare contraddittorio, ma l'uomo è un animale sociale. Una vita sociale attiva è una componente fondamentale della felicità.

Quindi per la felicità individuale la scelta di partner e professione ha un ruolo importante?

Assolutamente: passiamo moltissimo tempo con il partner e al lavoro. Le persone felici hanno praticamente sempre un lavoro che trovano interessante e intrinsecamente motivante. A tal fine un elemento molto importante è l'autodeterminazione, anche se ci sono persone che per carattere preferiscono che si dica loro che cosa devono fare...

Passiamo molto tempo anche tra le quattro mura. Il sogno degli Svizzeri è ancora la casa monofamiliare immersa nel verde?

Sì, lo è. La casa monofamiliare è una classica illusione di benessere materiale. Si è manife-

stata negli anni Sessanta e Settanta, quando poteva ancora essere realizzata in grande stile, e perdura tuttora. Ma chi infine va a vivere in una casa nel verde, spesso purtroppo dopo un paio d'anni si ritrova disilluso.

Dove sta il problema?

La casa immersa nel verde viene tuttora acquistata in particolare in vista di una vita di famiglia con bambini. Ma la maggior parte dei giovani se ne va relativamente presto da casa, dove rimane soltanto la coppia di genitori, con più locali del necessario. In caso di divorzio, poi, nell'ampia casa rimane una persona sola: siamo ben lontani da una forma abitativa ideale. Con l'età la cura del giardino diventa un peso e nella piscina non nuotano più gli orgogliosi proprietari della casa ma le rane... Ma non soltanto per questi motivi, anche in termini di mobilità la casa unifamiliare è spesso una scelta sbagliata.

Perché?

Perché le case unifamiliari sono perlopiù situate ai margini delle città, e quindi il tragitto casa-lavoro è lungo. Esistono studi che dimostrano che il tragitto dei pendolari è il momento meno amato della giornata. E proprio questo momento viene prolungato. In generale le persone non sono più soddisfatte se possiedono una casa propria. Al massimo sono più felici perché hanno più soldi e quindi possono permettersi di comprare casa. Ma la forma abitativa in sé non è fonte di soddisfazione. Ciò risulta dalla correzione dei confronti mediante estrapolazione del fattore proprietà propria.

Comunque la casa indipendente rimane il non plus ultra della felicità abitativa. Cos'altro si suppone vi contribuisca?

Tornano anche, di tanto in tanto, periodi in cui gli appartamenti in condominio risultano particolarmente ambiti. Lo status della casa unifamiliare, comunque, rimane intatto. Una nuova illusione è invece che la nostra felicità

tà dipenda dalla superficie abitativa. Naturalmente a casa si desidera una certa libertà di movimento, ma le superfici gigantesche sono assurde. Se si analizza in quali locali passano il loro fine settimana le persone, di solito si identificano uno, al massimo due luoghi preferiti. Molte stanze e superfici vengono utilizzate davvero poco.

Ma perché prendiamo queste decisioni errate?

Prima di decidere dove andare a vivere, spesso non si riflette affatto su che cosa è importante per se stessi. I fattori che possono essere ponderati differenzialmente a seconda dell'individuo sono numerosi, dalla tranquillità, alla natura circostante, a un tragitto-casa lavoro breve o all'intensità delle relazioni sociali. Molte persone seguono invece ciecamente la

moda della casa unifamiliare senza pensare alle conseguenze. La quiete è importante per molti, ma allo stesso tempo una casa sperduta rende difficoltosi i contatti sociali.

La popolazione svizzera è in crescita e al contempo bisogna limitare la dispersione insediativa, ad esempio ricorrendo allo sviluppo centripeto. Funzionerà a lungo termine?

È una questione di misura. In ogni caso, dovremo evitare ghetti densificati. Occorre mantenere ampie superfici verdi come compensazione. E lo Stato non può lasciare carta bianca al mercato, ma deve fare in modo che la popolazione abbia a disposizione superfici abitative attrattive. In caso contrario, soltanto una parte della società potrà permettersi una situazione abitativa favorevole.



In che modo la pianificazione del territorio può contribuire alla felicità di un numero possibilmente elevato di persone?

Prendiamo ad esempio le città nucleo: l'indebolimento del commercio tradizionale dovuto alla vendita online porta a un abbandono dei centri città. Ci vuole una pianificazione del territorio che li rianimi. Una possibilità è data dalla creazione di attrattiva grazie ad orari di apertura liberalizzati. È anche per questo che metropoli come Parigi o New York hanno un fascino particolare, proprio perché è possibile fare acquisti 24 ore su 24. Contemporaneamente, questa situazione potrebbe confliggere con il bisogno di tranquillità della popolazione. Tuttavia, definire zone chiare per le diverse utilizzazioni può alleviare questo problema.

Il problema del tragitto casa-lavoro decisamente poco amato è oggi affrontato lottando contro le code sulle autostrade e ravvicinando la cadenza dei trasporti pubblici. Pensa che questo metodo sia quello giusto?

È una fatica di Sisifo: non appena il traffico viene reso più veloce o più fluido, le persone vanno ad abitare ancora più lontano dal loro posto di lavoro: trovano un appartamento immerso nel verde o hanno infine la possibilità di realizzare il sogno di un'abitazione di proprietà. I Comuni che grazie a investimenti nell'infrastruttura dei trasporti sono meglio collegati con le città cominciano a urbanizzare terreni e a vendere particelle. La durata dei tragitti dei pendolari aumenta proporzionalmente alla velocità del traffico.

In che modo si potrebbe accorciare il momento meno amato della giornata?

Dobbiamo cambiare il modo di lavorare. La maggior parte di noi si reca in centro, arriva al lavoro più o meno alla stessa ora e torna a casa di nuovo insieme la sera. Esagerando un



«Per strutturare il mondo professionale in modo più differenziato e socialmente sostenibile, ci vogliono anche cambiamenti organizzativi».

Mathias Binswanger

po', potremmo affermare che veniamo pagati per la nostra presenza più che per il lavoro fornito. Timbrare il cartellino è un anacronismo, un residuo dell'era dell'industrializzazione, quando bisognava costringere le maestranze a essere nello stesso posto nello stesso momento.

Quindi bisognerebbe rendere più flessibile il lavoro?

Certo, sia dal punto di vista spaziale che da quello temporale. Lo standard deve essere ammorbidito: già questo potrebbe contribuire ad aumentare la qualità di vita. Al contempo si potrebbe frenare la dispersione insediativa e il potenziamento dei vettori di trasporto grazie a forme lavorative come l'home office, il coworking e gli orari di lavoro flessibili.

La digitalizzazione avrà effetti rivoluzionari anche sui trasporti. Si tratta di un vantaggio?

Se arriveremo ai veicoli autonomi, la differenza fra trasporti pubblici e privati si affievolirà. Se non dobbiamo più guidare l'automobile e nel mentre possiamo ad esempio lavorare, considerare un tragitto da pendolare più lungo andando a vivere più lontano diventa attrattivo. Questa tendenza viene favorita anche dal fatto che la mobilità costa poco.

Oltre al traffico pendolare aumenta anche quello legato al tempo libero. A tal proposito sarebbero sensati mezzi di trasporto più efficienti?

Ne dubito. Secondo l'ipotesi del *constant travel time*, il tempo speso per la mobilità rima-

ne sempre più o meno lo stesso. Più veloce diventa il trasporto, più lontano e più spesso si viaggia. E oltre a non costituire nessun vantaggio per la società, lo sviluppo divora il paesaggio.

Come la pianificazione del territorio potrebbe contribuire in modo più incisivo a una svolta di tendenza?

La pianificazione del territorio è ancora troppo strettamente legata all'architettura. L'obiettivo deve essere mettere al centro delle riflessioni la soddisfazione della popolazione. Quali forme di insediamenti e trasporti contribuiscono effettivamente alla felicità e quali sono soltanto un'illusione? Naturalmente occorre decidere dove investire, se potenziare o meno una strada nazionale o una linea ferroviaria. Ma ci vogliono anche passi innovativi e organizzativi che comportino una strutturazione diversa, più differenziata e socialmente sostenibile del mondo professionale. A quel punto smetteremo forse di rincorrere l'illusoria felicità abitativa della casa unifamiliare.

— (traduzione)



VIDEO DELL'INTERVISTA

Intervista con Mathias Binswanger, professore di economia politica presso la scuola universitaria di economia della scuola universitaria professionale della Svizzera nordoccidentale a Olten e libero docente presso l'Università di San Gallo.

Il video dell'intervista è disponibile al link www.are.admin.ch/forumsviluppoterritoriale

Quartieri ad alta vitalità: più felicità e vita di qualità

Julia Imfeld

julia.imfeld@staedteverband.ch

Che cosa rende felici le persone? Senza dubbio, sulla felicità umana influisce anche la situazione abitativa. È più difficile capire quale contesto renda più felici le persone, poiché le abitudini e le preferenze sono estremamente diversificate. È comunque risaputo che i quartieri ad alta vitalità sono un elemento importante per la qualità di vita e quindi per la felicità delle persone.

In passato si diceva che l'aria di città rende liberi. Oggi, invece, si sostiene che le città rendono felici. È in ogni caso quanto afferma l'autore canadese Charles Montgomery nel suo libro «Happy City. Transforming our lives through urban design». Secondo Montgomery, le città renderebbero le persone non soltanto più ricche, ma anche più sane e soprattutto più felici. L'autore individua il motivo nel fatto che le città consentono, anzi favoriscono relazioni e interazioni interpersonali.

Un fascino che valica il quartiere

In particolare nelle città densamente edificate in cui le persone si spostano a piedi o con i mezzi pubblici e nelle quali l'alloggio, il lavoro, la cultura, il tempo libero e la gastronomia sono ravvicinati, le interazioni interpersonali sono particolarmente numerose. E



ciò contribuisce alla nostra felicità: già Aristotele vedeva uno stretto legame tra la felicità e la partecipazione attiva alla società. Si può quindi affermare che l'assetto di una città determina la felicità delle persone che la popolano.

Pianificando nuovi insediamenti occorre tenere conto di questo aspetto. In particolare va tenuta in maggiore considerazione la sistemazione degli spazi esterni, anche se la valorizzazione può rivelarsi molto impegnativa e richiedere molto tempo. E se invece il



luogo è già edificato? In tal caso, gli specialisti dello sviluppo urbano devono affrontare situazioni di partenza differenti. Bisogna recuperare in particolare nella valorizzazione e nell'organizzazione di quartieri socialmente sfavoriti in cui la quota di disoccupati o persone con passato migratorio è maggiore che altrove. Nel 2007 il programma della Confederazione «Progetti urbani – Integrazione sociale nelle zone abitative» ha generato una dinamica positiva in 22 quartieri, con un conseguente miglioramento della qualità di vita. Le molteplici misure adottate spaziavano dalla costruzione di un ritrovo di quartiere a una semplice valorizzazione degli spazi esterni posando delle panchine. Gli effetti positivi non si sono limitati ai quartieri, ma si sono diffusi anche nei quartieri vicini e nella città intera.

Promuovere lo scambio sociale

Quanto emerso dagli otto anni di durata del programma è ora raccolto, ampliato e reso accessibile a un pubblico più vasto nel quadro della Rete quartieri vitali. La Rete è diretta dall'Unione delle città svizzere su mandato dell'Ufficio federale dello sviluppo territoriale (ARE) e dell'Ufficio federale delle abitazioni (UFAB). I risultati del programma precedente («Progetti urbani») sono di grande utilità per le città e i Comuni, anche in vista dell'auspicata densificazione delle città. A dover far fronte alla crescita demografica saranno in prima linea le città e i quartieri. Una volta sviluppate le superfici, lo sviluppo avrà luogo all'interno della sostanza edificata, dove saranno necessarie una pianificazione

e una realizzazione accurate d'intesa con la popolazione.

Se vogliamo che la popolazione sia felice, dobbiamo concentrarci ancora di più sul miglioramento della qualità di vita. Possibili misure contemplano, oltre alla promozione degli scambi sociali, investimenti in parchi, piste ciclabili e trasporti pubblici. Certo, la densificazione comporta numerose sfide. Ma come già sottolineato da Montgomery, le città ad alta densità e vitalità, rese possibili da una pianificazione urbanistica accurata, sono la fonte principale della qualità di vita e della felicità della popolazione.

—

(traduzione)

➤ www.lebendige-quartiere.ch



JULIA IMFELD, *1988, ha studiato scienze politiche. Dal 2016 è responsabile di progetto presso l'Unione delle città svizzere e dirige la Rete quartieri vitali. Con l'appoggio della Confederazione, la rete si è sviluppata fino a diventare una piattaforma di scambio interrelata a livello nazionale nel settore dello sviluppo dei quartieri.

253 anni di felicità abitativa

Testo: Pieter Poldervaart

poldervaart@kohlenberg.ch

Foto: Martin Bichsel

foto@martinbichsel.ch

Posizione, superficie abitativa, tranquillità, simpatia del vicinato, vista: le priorità per la felicità abitativa personale sono individuali, come dimostra il nostro incontro con due abitanti di Basilea.

Non si augura a nessuno un trasloco un anno sì e uno no. Ma sembra che essere costantemente alle prese con gli scatoloni non dia fastidio ad Annett Altvater (38). Dal 2004, quando per amore si è trasferita dalla Germania a Basilea, ha sperimentato quasi tutte le forme abitative possibili. All'inizio, per 400 franchi al mese, si è installata in un appartamento in comune nel quartiere di Kleinbasel, per poi passare nel quartiere di Gundeldingen, dove con il suo compagno alloggiava in un appartamento in un vecchio edificio. «In termini di trasporti la posizione era ideale, ma il locatore ci ha dato disdetta». Ha poi trovato una superficie abitativa maggiore e una vista nettamente più aperta nella torre di St. Jakob, annessa allo stadio «St. Jakob-Park». «La vista spaziava fino alla parete rocciosa del Gempen, era fantastico», ricorda Altvater con un pizzico di malinconia. Di quel periodo le mancano anche la prossimità con la zona ricreativa dei giardini botanici Merian e la piscina a due passi. Dal punto di vista sociale, tuttavia, quella che nel frattempo era diventata una giovane famiglia si sentiva isolata. Non appena si è presentata l'occasione è tornata a Kleinbasel. Con le numerose



Il quartiere di Erlenmatt a Basilea: a misura di bambino eppure non un ghetto di famiglie.



La sera si cena disposti a ferro di cavallo affinché tutti possano godersi il tramonto.

famiglie che vivevano lì, nei pressi del Reno, sono nate delle amicizie che durano tuttora. Ma alla nascita del secondo figlio lo spazio è diventato troppo stretto e la ricerca di una nuova dimora è ricominciata.

Che colpo di fortuna: una cooperativa!

Nel 2015, Altvater e il suo compagno hanno scoperto i progetti edilizi nel quartiere di Erlenmatt, ex stazione di smistamento della Deutsche Bahn. «Siamo stati coinvolti nella progettazione sin da quando abbiamo versato la quota di adesione alla cooperativa per il cantiere Erlenflex», racconta. L'opinione dei membri della cooperativa è stata richiesta ad esempio per la scelta di materiali e colori. Anche per quanto concerne la planimetria hanno potuto formulare proposte, e così un bagno è stato dimezzato per ottenere un angolo ufficio oggi ampiamente sfruttato. Il pezzo forte dell'appartamento in calcestruzzo a vista è indiscutibilmente lo schieramento di finestre scorrevoli orientate a sud-ovest: ora la famiglia, in particolare a cena, non si siede più attorno al tavolo, ma si dispone a ferro di cavallo: «tutti vogliono assistere al magnifico tramonto». E dato che anche il corridoio di decollo dell'aeroporto di Basilea-Mulhouse si trova a ovest di Basilea, a volte ammirando il tramonto ci si ritrova a sognare posti lontani. Nella stagione calda si può tirar tardi in tutta tranquillità sull'ampio balcone, anch'esso rivolto a sud-ovest.

L'appartamento di 125 metri quadrati non solo invita a sognare ad occhi aperti, ma favorisce anche gli scambi con il vicinato. I 18 locatari sono per la metà famiglie, e quindi le visite tra vicini sono frequenti. «A volte capita che nella cameretta giochino sette bambini» è l'esempio che usa Altvater per illustrare i numerosi contatti sociali delle figlie. Ma se ci si vuole godere il brunch domenicale in famiglia, basta chiudere la porta e disattivare il campanello. Dopodiché, in appena dieci minuti a piedi si raggiunge lo zoo «Lange Er-

len», dove i bambini possono sfogarsi e dove Altvater va spesso a correre.

Grill a gas: uno per tutti

Altvater, che lavora come specialista della comunicazione per la promozione economica di Basilea, è convinta che sebbene il quartiere emergente di Erlenmatt conti numerose famiglie, sia ben lontano dal diventare un ghetto di famiglie isolate. A ciò contribuisce anche il fatto di cucinare e mangiare in comune. Oggi ad esempio nella sala comune è prevista zuppa di zucca: sulla credenza sono pronte tre zucche castagna. Sul bordo del tavolo si trova un cartone da 10 litri di succo di mele. «Chi viene a mangiare può decidersi all'ultimo minuto»: come spiega Altvater, tutto è molto spontaneo.

C'è molta libertà anche per quanto concerne la sistemazione degli spazi esterni. Anche se

la ghiaia all'entrata dovrebbe rimanere libera, vi troviamo una schiera di cassette metalliche con fragole, nasturzio, pomodori datterini ed erbe aromatiche. Una decina di metri più in là, ecco un carretto delle PTT una volta adibito al trasporto dei pacchi e ora contenente un blocco informe ricoperto da un telone: durante la festa dello scorso fine settimana il forno in comune per la pizza ha riportato una crepa e deve essere riparato... Attorno alla proprietà, rivestita da assi grezze e dotata di persiane scorrevoli, si rimarginano gradualmente le ferite lasciate dal cantiere: i locatari al pianterreno hanno abbellito una larga aiuola con cosmee, girasoli, malva ed enagra. E sull'ampia piazza centrale in ghiaia sorge una ventina di aceri, al momento tinti in tutti i colori dell'autunno.

Di parcheggi privati non ce ne sono. Chi ne ha bisogno può affittarne uno dei vicini. La famiglia di Altvater ne fa a meno: le bastano



Condividere gli attrezzi permette di risparmiare spazio e favorisce la comunicazione.

Stephan Robinson e Goethe:
«L'unica cosa che mi manca è il panorama».

le biciclette e una bicicletta elettrica. Inoltre, a Erlenmatt è a disposizione una postazione Mobility e il bus per recarsi in città è raggiungibile a tre minuti a piedi. Un altro elemento importante è la vicinanza della stazione, ad esempio in caso di visita di amici o della madre di Altvater dalla Germania: la stazione Badischer Bahnhof è ad appena sette minuti. Nel ripostiglio delle biciclette, l'angolo destinato agli attrezzi ospita anche un grill a gas a disposizione di tutti. «Usiamo molti apparecchi in comune», afferma Altvater. Oltre all'albo all'entrata e alla riunione trimestrale è questo contatto informale che rende così animata questa abitazione nella più recente zona di sviluppo di Basilea.

Nella casa di pescatori e lavandaie

La vista spettacolare di Erlenmatt è praticamente l'unica cosa di cui Stephan Robinson



L'edificio annesso è moderno e confortevole: in estate la famiglia usa giornalmente la terrazza sul tetto.

sente la mancanza: «È vero, mi manca la vista a perdita d'occhio». In precedenza il fisico nucleare viveva nel quartiere di Gundelingen, al quinto piano di una casa liberty. Ma con la ristrutturazione l'antica bellezza è andata persa, e il giardino familiare affittato nel quartiere di Bruderholz era soltanto un compromesso. Era in particolare la moglie di Robinson, biologa, a desiderare un giardino proprio. I genitori di due figli in età scolastica hanno cercato una casa di proprietà per cinque anni, fino a trovare qualcosa nell'angolo più a nord del Cantone di Basilea Città. Nel quartiere di Kleinhüningen, che fino al 1908 costituiva un Comune a sé stante, i Robinson hanno potuto acquistare una casa risalente a ben 250 anni fa. «La casa ha carattere, qui aleggia la storia», afferma Robinson, proveniente dalla regione di Zurigo. Probabilmente a vivere qui, nelle immediate vicinanze del confine con la Germania e la Fran-



Nel giardino selvaggio della vecchia casa a Kleinhüningen, fiori, erbe aromatiche e alberi costituiscono un rifugio per le api.

cia, originariamente erano pescatori e piccoli contadini che avevano campi e frutteti dietro la casa. Vecchie planimetrie lasciano supporre l'esistenza di un lavatoio dove le mogli dei contadini potrebbero aver lavato i panni delle famiglie basilesi più agiate: un'attività secondaria tipica per gli umili abitanti del posto. Oggi dei vecchi campi è rimasta soltanto una stretta striscia verde. Di fronte c'è la scuola elementare, a destra l'incantata «Friedhofsweg» porta alla chiesa e a una manciata di altre case che ancora testimoniano che Kleinhüningen era in origine un villaggio di pescatori.

Insieme per un quartiere vivibile

Trasferitisi qui nel 2012, i Robinson si sono concentrati sulla ristrutturazione dell'edificio annesso. Per anni vi aveva lavorato un costruttore di modelli, ma mancavano fondazioni vere e proprie e l'isolazione lasciava a desiderare. L'umidità del Reno, che scorre

verso la Germania a soli 100 metri di distanza, si infiltrava nei muri. Ora il vano è stabile e ben isolato, anche in inverno. Fanno parte del carattere paesano anche i buoni rapporti di vicinato. Da un paio d'anni, ad esempio, l'ultimo fine settimana delle vacanze estive gli abitanti del posto organizzano una festa di strada. I proprietari e i locatari sono rappresentati circa nella stessa misura, ci si aiuta a vicenda e in caso di problemi comuni si uniscono le forze. Un paio di anni fa, insieme a un gruppo di vicini i Robinson sono arrivati fino al Tribunale federale per impedire un accesso a un parcheggio, ottenendo perlomeno a medio termine una soluzione alternativa. Attualmente, la famiglia e alcuni vicini si stanno battendo per evitare che il vicolo cieco, poco trafficato, sia dotato di una piazza di giro. «Bisogna fare qualcosa se si vuole che la città sia viva e accogliente», dice il 56enne, che dopo molti anni di collaborazione in un'ONG è ora attivo come consulente ONU indipendente nell'ambito della gestione

dei siti contaminati. Per i suoi regolari viaggi in Paesi dell'ex Unione sovietica e nell'Africa occidentale apprezza la vicinanza dell'aeroporto. In Europa invece Robinson, che non possiede un'automobile, nel limite del possibile prende il treno, e in città si sposta in tram e bicicletta.

Siamo solo in tarda mattinata, ma la casa dalle pareti sghembe acquattata nel verde è già in ombra: la luce diretta le viene rubata dal candido silos per cereali dall'altro lato del vicolo, con in bella vista lo stemma del villaggio e del quartiere raffigurante Attila, re degli Unni. Eppure, dai Robinson il sole sarebbe un gradito ospite: nella bella stagione la terrazza di 40 metri quadrati sul tetto dell'edificio annesso viene sfruttata quasi giornalmente, e anche il pastore belga Goethe sfreccia su e giù dalla scala. La rigogliosa uva americana, d'autunno vestita, si arrampica sulla palizzata, e il braciore rievoca le tiepide notti estive. Sull'albero di mirabelle, alcuni storni attendono impazienti che i fastidiosi visitatori liberino la terrazza e restituiscano loro gli apprezzati grappoli.

(traduzione)



PIETER POLDERVAART è giornalista indipendente a Basilea e redattore di «forum sviluppo territoriale».



MARTIN BICHSEL è fotografo indipendente e collabora regolarmente con «forum sviluppo territoriale».



GALLERIA FOTOGRAFICA DEL REPORTAGE

Altre fotografie inerenti a questo reportage sono disponibili al link www.are.admin.ch/forumsviluppoterritoriale



IL VIDEO DELLE INTERVISTE A

↑ Annett Altwater, membro della cooperativa che gestisce la proprietà «Erlenflex» nella zona di sviluppo di Erlenmatt a Basilea

↑ Stephan Robinson, proprietario di una casa monofamiliare risalente a 250 anni fa nel quartiere basilese di Kleinhüningen

è disponibile al link www.are.admin.ch/forumsviluppoterritoriale

Una fonte inesauribile



YELMARC ROULET, *1956, ha studiato scienze politiche all'Università di Losanna. Dal 1979 è giornalista, dapprima per l'«Agenzia Telegrafica Svizzera» (ats), poi per «Le Nouveau Quotidien» (NQ) e infine per «Le Temps» a Berna, Ginevra, Losanna, Madrid e Bruxelles. Per «Le Temps» ha diretto la sezione «Régions» e dal 2016 è a capo della sezione «Suisse».

Vorrei raccontarvi di un giornalista felice: sono io quando ho a che fare con la pianificazione del territorio. E sono serissimo.

Naturalmente ci sono rappresentanti del nostro mestiere molto più degni di prestigio: coraggiosi corrispondenti di guerra che rischiano la vita a un fronte lontano, temuti editorialisti che tengono sotto tiro un Consigliere federale che altrimenti nessuno osa criticare; colleghi che sconvolgono il Paese con le loro ostinate ricerche. Io invece ho trovato la felicità girando con tutta calma per la Svizzera.

Le redazioni dei giornali non pullulano di specialisti della pianificazione del territorio, e io sono ben lungi dall'esserne uno. Ciò non toglie che essermi occupato già da prima della votazione sulla nuova legge sulla pianificazione del territorio (LPT) del 3 marzo 2013 di questo tema cui allora nessuno prestava ancora attenzione è per me un piccolo motivo d'orgoglio. Per un giornalista trovare il proprio campo in questo modo e poterlo esplorare senza fretta è oggi un vero lusso.

Una volta, a Vernamiège (VS) assistetti a una conversazione tra proprietari di chalet irritati per il fatto che forse non avrebbero più potuto edificare le loro particelle. Ma quello che mi colpì più di tutto fu la vista su Vex e sull'imbocco della Val d'Hérens. In quel momento mi resi conto che per capire a fondo la portata della dispersione insediativa bisogna salire in quota.

Il paesaggio svizzero ha molte sfaccettature. Ma con il tempo si nota che le differenze dipendono anche dal fatto che le prescrizioni variano da Cantone a Cantone. Chi guida, magari in un primo momento non si accorge nemmeno di essere arrivato in un altro Cantone. Ma chi vi presta attenzione e vede case sulle cime delle colline dovrebbe capire di essere arrivato in terra friburghese. Nel Cantone di Vaud, invece, la silhouette dei villaggi è rimasta pressoché invariata.

Un'altra volta mi sono recato in Argovia per incontrare il fondatore di Ecopop. A seguito di questo incontro ho capito meglio perché nella gestione della pianificazione del territorio si notano sensibilità diverse tra loro. Mentre la LPT è stata fonte di sconcerto nella Svizzera romanda e di indignazione nelle cerchie

economiche di destra, tra i Comuni e tra i federalisti, nei Cantoni della Svizzera tedesca i dibattiti si sono rivelati nettamente meno controversi. Perché? Uno sguardo all'altipiano argoviese è bastato: i disastrosi effetti della dispersione degli insediamenti erano così manifesti che la popolazione era molto più disposta ad accettare vincoli legali per salvare lo spazio sociale minacciato. La Svizzera occidentale, invece, sotto l'effetto di una crescita economica e demografica ancora in divenire, si è dimostrata più recalcitrante.

Occorre inasprire la legge? O è già troppo tardi? Il giornalista e cittadino votato alla pianificazione del territorio non può che giungere a una conclusione sconsolante: dobbiamo salvare quel che resta da salvare. È un'impressione che ho avuto spesso osservando gli insediamenti di case monofamiliari discosti dai villaggi, la piana del Rodano, sempre più lasciata all'industria e al commercio, e l'affollata regione ginevrina che trabocca nell'entroterra, dove gli insediamenti dilagano in un informe ammasso edilizio («Siedlungsbrei»). La riva vodese del Lemano, in passato la quintessenza della dolce vita, è irrevocabilmente deturpata dagli estesi insediamenti e dai centri commerciali che sorgono nel bel mezzo dei campi.

E oltre a tutto ciò sorge il dubbio che, dato che le autorità competenti per il nostro territorio e gli specialisti non sono riusciti a tutelare l'essenziale, si accaniscono in dettagli irrilevanti. Effettivamente, oggi ci sembra di assistere all'azione di una macchina burocratica mostruosa. Gli attori attivi nella pianificazione del territorio pretendono di spingersi fino ad applicare metodi automatici per calcolare le riserve edilizie e decidere sulla crescita demografica ammissibile senza neppure lasciare la scrivania.

Nonostante tutti i dubbi e le insicurezze cui sono stato confrontato nell'ambito del mio lavoro, non ho alcuna esitazione nel consigliare comunque a tutti i giornalisti di interessarsi all'affascinante campo della pianificazione del territorio. Affrontare temi come proprietà, spazi residenziali, attività e progetti rimane di grande attualità e, non da ultimo, una fonte inesauribile di storie profondamente umane.

—

(traduzione)



RUBRICA IN VERSIONE AUDIO

La rubrica, letta dall'autore stesso in tedesco e in francese, è disponibile al link www.are.admin.ch/forumsviluppoterritoriale

A black and white photograph of a city square in Zurich. In the background, there are several multi-story buildings with many windows. One building has a sign that reads "RESTAURANT ZÜRCHERISCHE ZÜR. WAAG". In the middle ground, there is a large garden installation with many plants and flowers. Several people are sitting at tables under umbrellas in the garden. The foreground is a cobblestone-paved square.

LA CIFRA SUL TEMA

Tra il 21 agosto e il 17 settembre 2019, l'artista
Heinrich Gartentor ha installato sulla piazza Müns-
terhof di Zurigo un prato magro composto da

4160

zolle erbose.

www.gartentor.ch





Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Les contributions des personnalités invitées à s'exprimer dans ce numéro ne reflètent pas forcément l'opinion de la rédaction.

I contributi firmati non rispecchiano necessariamente l'opinione della redazione.

IMPRESSUM

forum raumentwicklung

Informationsheft
Erscheint zweimal jährlich
47. Jahrgang

Herausgeber

Bundesamt für Raumentwicklung (ARE)
Eidgenössisches Departement für Umwelt, Verkehr,
Energie und Kommunikation (UVEK)

Redaktionskommission

Rudolf Menzi (Leitung), Doris Angst, Matthias Howald,
Gilles Chomat

Übersetzung

Deutsch: Irene Bisang, Zürich / *Französisch:* Elisabeth
Kopp-Demougeot, Le Grand-Saconnex; Relecture und
Adaptation: Daniel Béguin, Ste-Croix; Redaktion und
Korrektur: Béatrice Thiéry, Porrentruy / *Italienisch:*
Martina De Bartolomei, La Sagne; Relecture und
Adaptation: Peter Schrembs, Minusio

Redaktion und Produktion

Pieter Poldervaart, Pressebüro Kohlenberg, Basel

Grafisches Konzept und Gestaltung

Susanne Krieg SGD, Basel

Fotografie

Yves Maurer Weisbrod, Bern (Titelseite, S. 4, 6–8, 31,
34, 43/44, 46, 48, 58, 61–63, 65, 79/80, 82–86, 101/102);
Walter Bieri (Umschlag, innen); Rolf Siegenthaler
(S. 16, 18/19, 24, 25, 56–59, 64, 95); Ruben Sprich (S. 18);
SDOL/Matthieu Gafsou (S. 20, 22, 23), SDOL/Ariane
Widmer (S. 21); alle anderen zur Verfügung gestellt.

Abonnemente

Bestellungen/Vertrieb:
BBL, Vertrieb Publikationen, CH-3003 Bern
Internet: www.bbl.admin.ch/bundespublikationen
Art.-Nr. 812.000
Jahresabonnement Fr. 20.–
Einzelnummer Fr. 10.–

Adresse

ARE – Bundesamt für Raumentwicklung
3003 Bern, Tel. 058 462 40 60

© ARE

Bern 2019, Abdruck erwünscht mit Quellenangabe;
Belegexemplar ans ARE
ISSN 1660-6248

forum du développement territorial

Bulletin d'information
Paraît deux fois par an
47^e année

Editeur

Office fédéral du développement territorial (ARE)
Département fédéral de l'environnement, des trans-
ports, de l'énergie et de la communication (DETEC)

Commission de rédaction

Rudolf Menzi (direction), Doris Angst, Matthias Howald,
Gilles Chomat

Traduction

Allemand: Irene Bisang, Zurich / *Français:* Elisabeth
Kopp-Demougeot, Le Grand-Saconnex; Relecture
et adaptation: Daniel Béguin, Ste-Croix; Rédaction
et correction: Béatrice Thiéry, Porrentruy / *Italien:*
Martina De Bartolomei, La Sagne; Relecture et
adaptation: Peter Schrembs, Minusio

Rédaction, production

Pieter Poldervaart, Pressebüro Kohlenberg, Bâle

Création, réalisation

Susanne Krieg SGD, Bâle

Photographie

Yves Maurer Weisbrod, Berne (page de couverture,
p. 4, 6–8, 31, 34, 43/44, 46, 48, 58, 61–63, 65, 79/80,
82–86, 101/102); Walter Bieri (couverture, à l'intérieur);
Rolf Siegenthaler (p. 16, 18/19, 24, 25, 56–59, 64, 95);
Ruben Sprich (p. 18); SDOL/Matthieu Gafsou (p. 20, 22,
23), SDOL/Ariane Widmer (p. 21); autres photographies
gracieusement mises à disposition.

Abonnement

Commandes/distribution:
OFCL, diffusion publications, CH-3003 Berne
Internet: www.bbl.admin.ch/bundespublikationen
No d'art. 812.000
Abonnement annuel Fr. 20.–
Numéro simple Fr. 10.–

Adresse

ARE – Office fédéral du développement territorial
3003 Berne, Tél. 058 462 40 60

© ARE

Berne 2019, Reproduction autorisée avec mention
de la source; copie à l'ARE
ISSN 1660-6248

forum sviluppo territoriale

Bollettino d'informazione
Esce due volte all'anno
47° anno

Editore

Ufficio federale dello sviluppo territoriale (ARE)
Dipartimento federale dell'ambiente, dei trasporti,
dell'energia e delle comunicazioni (DATEC)

Commissione della redazione

Rudolf Menzi (direzione), Doris Angst, Matthias Howald,
Gilles Chomat

Traduzione

Tedesco: Irene Bisang, Zurigo / *Francese:* Elisabeth
Kopp-Demougeot, Le Grand-Saconnex; rilettura e
adattamento: Daniel Béguin, Ste-Croix; redazione e
correzione: Béatrice Thiéry, Porrentruy / *Italiano:*
Martina De Bartolomei, La Sagne; rilettura e adatta-
mento: Peter Schrembs, Minusio

Redazione, produzione

Pieter Poldervaart, Pressebüro Kohlenberg, Basilea

Creazione, realizzazione

Susanne Krieg SGD, Basilea

Fotografie

Yves Maurer Weisbrod, Berna (copertina, pagg. 4, 6–8,
31, 34, 43/44, 46, 48, 58, 61–63, 65, 79/80, 82–86,
101/102); Walter Bieri (copertina, all'interno); Rolf
Siegenthaler (pagg. 16, 18/19, 24, 25, 56–59, 64, 95);
Ruben Sprich (pagg. 18); SDOL/Matthieu Gafsou
(pagg. 20, 22, 23), SDOL/Ariane Widmer (pag. 21);
tutte le altre foto sono state messe a disposizione.

Abbonamento

Ordinazioni/distribuzione:
UFCL, distribuzione pubblicazioni, CH-3003 Berna
Internet: www.bbl.admin.ch/bundespublikationen
N. art. 812.000
Abbonamento Fr. 20.–
Numero singolo Fr. 10.–

Indirizzo

ARE – Ufficio federale dello sviluppo territoriale
3003 Berna, tel. 058 462 40 60

© ARE

Berna 2019, riproduzione autorizzata con menzione
della fonte; copia all'ARE
ISSN 1660-6248

Druck / Impression / Stampa

Jost Druck AG, Hünibach/Thun



Inhalt gedruckt auf REBELLO,
Recycling aus 70% Altpapier,
FSC-zertifiziert, schönweiss



Klimaneutral
Druckprodukt
ClimatePartner.com/53460-1909-1003

Das ARE-Forum wurde
klimaneutral hergestellt.

www.are.admin.ch
twitter.com/AREschweiz

